



Leseprobe

George R.R. Martin

Wild Cards - Der höchste Einsatz

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



Seiten: 704

Erscheinungstermin: 18. Juni 2018

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- [Buch lesen](#)
- [Mehr zum Autor](#)

Zum Buch

Wie weit darf man gehen, um einen Krieg zu verhindern?

Immer mehr Kinder werden in Afrika in ein geheimes Labor verschleppt, wo sie absichtlich mit dem Wild-Cards-Virus infiziert werden. Die meisten sterben oder mutieren auf schreckliche Weise. Doch einige wenige werden zu Assen mit superheldengleichen Kräften und anschließend gezwungen, für das People's Paradise of Africa zu kämpfen. Dahinter steckt Radical, das wahrscheinlich mächtigste Ass der Welt, der endgültig dem Wahnsinn verfallen ist. Das Komitee – die Ass-Eingreiftruppe der UNO – muss ihn aufhalten. Doch der Radical ist der tödlichste Gegner, dem sie sich je gegenübergesehen haben.



Autor

George R.R. Martin

George Raymond Richard Martin wurde 1948 in New Jersey geboren. Sein Bestseller-Epos »Das Lied von Eis und Feuer« wurde als die vielfach ausgezeichnete Fernsehserie »Game of Thrones« verfilmt. 2022 folgt der HBO-Blockbuster »House of the Dragon«, welcher auf dem Werk »Feuer und Blut« basiert. George R.R. Martin wurde u.a. sechsmal der Hugo Award, zweimal der Nebula Award, dreimal der World Fantasy Award (u.a. für sein Lebenswerk und besondere Verdienste um die Fantasy) und fünfzehnmal der Locus Award verliehen. 2013 errang er den ersten Platz beim Deutschen Phantastik Preis

George R. R. Martin (Hrsg.)

Wild Cards 3
Der höchste Einsatz

Buch

Nachdem das People's Paradise of Africa Nigeria in Mitleidenschaft gezogen hat, kommt es nun auch zu Zusammenstößen mit dem Sudan und dem Kalifat. Nicht nur die Beteiligung des wahrscheinlich gefährlichsten Asses der Welt verhilft dem PPA zu militärischen Erfolgen. Ein menschenverachtendes Programm, bei dem Kinder entführt, mit dem Wild-Card-Virus infiziert und so zu Assen gemacht werden, verleiht der Armee zusätzliche Schlagkraft.

Das Komitee jedoch weiß nichts davon und sieht sich nicht mehr in der Lage, in den Konflikt einzugreifen. Das tun seine Mitglieder auf eigene Faust. Rusty sorgt sich um seinen jungen afrikanischen Brieffreund Lucien, der ihm in seiner letzten Nachricht mitteilte, dass er auf eine eigenartige Schule käme, von der er keine Briefe mehr verschicken dürfe. Woraufhin er sich auf die Suche nach Lucien macht. Zudem hat Bubbles Visionen, die sie dazu bewegen, nach Afrika zu gehen. Im Kampf gegen das People's Paradise of Africa muss das Komitee sich dem gefährlichsten Ass der Welt stellen: dem Radical!

Autor

George R. R. Martin, 1948 in Bayonne/New Jersey geboren, veröffentlichte seine ersten Kurzgeschichten im Jahr 1971 und gelangte damit in der Science-Fiction-Szene zu frühem Ruhm. Gleich mehrfach wurde ihm der renommierte *Hugo Award* verliehen. Sein mehrteiliges Epos *Das Lied von Eis und Feuer* wird einhellig als Meisterwerk gepriesen, doch die *Wild Cards* gelten als sein Lieblingsprojekt.

George R. R. Martin lebt in Santa Fe, New Mexico.

WILD CARDS

Das Spiel der Spiele
Der Sieger der Verlierer
Der höchste Einsatz

WILD CARDS. Die erste Generation

Vier Asse
Der Schwarm
Der Astronom

GEORGE R.R.
MARTIN

unterstützt von Melinda M. Snodgrass

präsentiert

DER HÖCHSTE EINSATZ

Wild Cards 3

Geschrieben von

Daniel Abraham, S L. Farrell, Victor Milán,
Melinda M. Snodgrass, Caroline Spector,
Ian Tregillis

Ins Deutsche übertragen
von Simon Weinert

blanvalet

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel
»Wild Cards 3 – Suicide Kings« bei Tor Books, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2009 by

George R.R. Martin and the Wild Cards Trust

Published by agreement with the authors and the authors' agent,

The Lotts Agency, Ltd.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2017

by Penhaligon in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Hannes Riffel

Umschlaggestaltung und Composing Art: © Isabelle Hirtz, Inkcraft,

unter Verwendung einer Fotografie von © Phoung Herzer,

Dojo Filmhouse; Fersch Media

HK · Herstellung: wag

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-6163-6

www.blanvalet.de

Für Wanda June Alexander
und alle Englischlehrer auf der ganzen Welt

Ohne euch gäbe es keine Leser

Donnerstag, 26. November

Thanksgiving

Guit Distrikt

Der Sudd, Sudan

Arabisches Kalifat

Von hier oben war alles so eindeutig.

Links waren die Simba-Brigaden, die Streitkräfte des People's Paradise of Africa. Sie waren dummerweise in ein Gebiet vorgedrungen, das gerade mal ein paar Quadratmeilen maß und in den Papyrusümpfen im südlichen Sudan lag, im sogenannten Sudd. In der bleichen sudanesischen Morgensonne glitzerten die Gefechtsstellungen, die sie mit Bulldozern eingegraben und hinter Gebüsch und kleinen Baumgruppen versteckt hatten. Es waren vor allem indische Vijayanta-Panzer und britische Mark III aus Nigeria, die im Grunde denselben Panzertyp darstellten. Sporadisch waren sie von den Schutzpatronen des PPA, den Chinesen, aufgerüstet worden.

Neben den Kampfpanzern lagen Panzerwagen, Spähpanzer und mechanisierte Infanterietruppen von einigen tausend Mann Stärke in Stellung. Sie bestanden aus altgedienten Veteranen des Kriegs, der zur Befreiung und Vereinigung Zentralafrikas geführt hatte. Die Truppen waren von gnadenlos ausgebildeten Nigerianern durchsetzt. Unter der Anleitung

indischer Offiziere hatten sie versucht, den Feind, der an diesem namenlosen oder zumindest nicht dauerhaften Zufluss oder Seitenarm des Nils an Land ging, abzufangen, bevor er auf manövrierbares Gelände gelangte. Jetzt lieferten sie sich eine verzweifelte Schlacht gegen die zahlenmäßige Übermacht der Panzer und Truppen des Kalifats, ausgerüstet mit leichten Geschützen und Raketen.

Die Panzergeschütze hallten wie Donner. Raketen schossen hervor und zogen Striche aus flauschigem weißem Rauch hinter sich her. In der feuchten Luft, die so schwer war, dass der am Himmel kreisende Mann beinahe meinte, darauf laufen zu können, verflüchtigte sich der Rauch langsam. Fahrzeuge verwandelten sich plötzlich in Feuerbälle, und die tödlichen Explosionen lösten Schockwellen aus, die sich ringförmig ausbreiteten und auf die nackte, blasse Gesichtshaut des Mannes einprägeln. Säulen aus schwarzem Rauch und roten Flammen trugen den Geruch verbrannten Benzins in den Himmel. Für Augenblicke wurde der Gestank der faulenden Sumpflvegetation vom säuerlichen Treibstoffqualm überdeckt, danach roch man das trügerische Grillaroma verbrannten Menschenfleisches.

Er war zu weit oben, um die Schreie zu hören. Nicht dass man sie aus dem kolossalen, erdrückenden Lärm der modernen Kriegsführung herausgehört hätte.

Unter dem Schutz russischer Panzerflussschiffe rollten die Streitkräfte des Kalifats von den Barken an Land. Die grünen Flaggen, die sie gehisst hatten, wurden vom selben Wind gekräuselt, der auch die kackbraune Oberfläche des Flusses in träge Bewegung versetzte. Auch die Kampffahrzeuge stammten größtenteils aus Russland. Flache T-75 und ein paar moderne T-90 führten den Vorstoß an, gefolgt von Staffeln aus BMP-1 und -3 mit schnarrenden 30-Millimeter-Maschinengeschützen und lasergeführten Panzerabwehrgeschossen, die aus niederen Geschütztürmen hervorschossen.

Nachdem das PPA anfangs Erfolge verzeichnet hatte, zahlte sich die zahlenmäßige Überlegenheit der Kalifatstruppen nun doch aus. Da sie ihre Position durch eigenes Feuer verrieten, wurden ihre Jagdpanzer und Artilleriestellungen schnell zerstört. Die Armee der Angreifer nahm die klassische Halbmondformation des Islam ein, indem sie zwei lange Seitenflügel bildete, die ihre Feinde halbkreisförmig umschlossen. Jetzt konnten die Infanteristen aus den gepanzerten Truppentransportern springen, die Feinde aufspüren und töten. Doch trotz hoher Verluste hielten die in Tarnfarben gekleideten Veteranen des PPA hartnäckig stand und kämpften weiter.

So hoch über der Erde, die Wolken am Himmel durchschneidend, kümmerte es den Mann nicht, ob er gesehen wurde. Natürlich war es besser, wenn man ihn nicht sah, denn so war der Überraschungseffekt größer. Nicht dass es auf den Überraschungseffekt angekommen wäre, zumindest nicht im militärischen Sinne. Die ameisenhaften Menschen dort unten am grünen und dunkelbraunen Boden konnten sowieso nicht verhindern, was gleich geschehen würde.

Aber niemand sah zu ihm auf. Selbst in einer Welt, in der man von fliegenden Menschen wusste, rechnete man nicht mit ihnen.

Ein Grollen füllte den Himmel, rollte von Norden heran. Trotz des apokalyptischen Getöses der modernen Kriegsmaschinerie war es gut zu hören. Als er sich umsah, erkannte der Mann am blauen Himmel zwei Punkte, die dicht über dem flachen Sumpfhorizont auftauchten.

»Jetzt bin ich dran«, sagte er zum Wind. Er ließ sich in die Tiefe fallen.

Sie schossen rechts an ihm vorbei: zwei russische SU-25-Bodenkampfflugzeuge, so plump und unansehnlich wie ein Froschfuß – und diesem Umstand hatten sie auch ihren NATO-Spitznamen, »Frogfoot«, zu verdanken. Die Kämpfer des PPA, die ständig Mangel an Kampfflugzeugen hatten – zu teuer in

der Anschaffung, der Bemannung und im Unterhalt –, konnten den Angreifern kaum mehr entgegensetzen als tragbare Boden-Luft-Raketen. Diese schwirrten bereits durch die Luft und jagten den blendenden Lichtsignalen nach, die die Piloten des Kalifen hinter sich absetzten. Selbst mit nur zwei Flugzeugen, die mit Gatling-Kanonen, Panzerabwehrgeschossen und panzerbrechenden Bomben ausgestattet waren, konnte man Panzer abfackeln wie ein Kind, das Ameisen mit einem Vergrößerungsglas in Brand steckt.

Bevor sie allerdings an dem Mann vorbeisausten, streckte der den rechten Arm aus. Aus seiner Handfläche schoss ein weißer Strahl hervor, in dessen Schein die Signalleuchten verblassten. Der Strahl durchlöcherte beide Flugzeuge.

Als sich ihre Treibstofftanks und Munitionslager entzündeten, trudelten sie, in gelbe Flammen gehüllt, vom Himmel herab wie in Ungnade gefallene Sterne.

Es war ein Zeichen. Einen Herzschlag nachdem die Flugzeuge explodiert waren, legte sich Finsternis über das Land. Wie eine hoch aufgetürmte Welle rollte sie über die unterlegenen Verteidigungslinien des PPA hinweg und auf die siegreich vorrückende Armee der Muslime zu.

Wieder lachte der fliegende Mann. Er stellte sich den Feind mit seiner grünen Fahne dort unten vor: wie seine Zuversicht schwand und sich rasch in existentiellen Schrecken verwandelte. Den Soldaten des Kalifats musste es vorkommen, als hätte Allah sie ganz und gar im Stich gelassen.

Die Befreier hatten die Schlacht allerdings nicht gewonnen. Noch nicht. In dieser unnatürlichen Finsternis waren ihre Nachtsichtgeräte ebenso unbrauchbar wie die des Kalifats. Die Feinde brauchten nur blindlings weiterzurollen und die Verteidiger in ihren Löchern zu Brei zu zerstampfen. *Jetzt ist es Zeit für Leucrotta*. Und natürlich für den fliegenden Mann, der millionenteure Flugzeuge wie Stechmücken zerquetschte.

Es tat gut, ein Ass zu sein. Und mehr noch: ein Ass mit den

Kräften eines Gottes. Eines Gottes der Vergeltung. Eines Gottes der Revolution.

Er war Radical. Und es war cool, Radical zu sein.

Er ließ sich in die Finsternis stürzen. Sie griff nach ihm wie die Finger eines Ertrinkenden in einem kalten Ozean. Hüllte ihn in einen Nebel, der schwärzer war als das Herz eines Bankers. Dennoch konnte er etwas erkennen, denn das Mädchen hatte seine Augen mit seinen kalten, schlanken Fingern berührt. Das Zwielight saugte alle Farben aus seiner Umgebung. Um seine Ankunft zu verkünden, sandte er einen Sonnenstrahl aus, und gleich darauf noch einen. Zwei der vorderen T-90, blitzten auf. Der Geschützturm des einen sprang auf einem Geysir aus weißen Flammen drei Meter in die Höhe, als das Munitionslager in die Luft flog. Dann fiel der Geschützturm wieder herab, landete aber nicht am alten Platz, sodass das Höllenfeuer, das aus dem Panzerinneren hervorglühte, selbst für diejenigen zu sehen war, deren Sehkraft die Finsternis nicht durchdrang.

Die Panzerfahrer der Kalifatstruppen flippten nun völlig aus. Die meisten hatten angehalten, als sie außerhalb ihrer gepanzerten Monstrositäten nichts mehr erkannten. Andere waren weitergefahren, stießen mit anderen zusammen oder plätteten kleinere Panzerfahrzeuge wie Kakerlaken. Ein T-72 feuerte aus dem Hauptgeschütz und setzte einen seiner Kollegen in fünfzehn Metern Entfernung in Brand. Ungeachtet des giftigen Qualms, der ihn zu ersticken drohte, warf Tom den goldenen Lockenkopf zurück und lachte.

Panisch sprangen die arabischen und sudanesischen Soldaten von ihren Mannschaftstransportern herab. Einige fielen im Maschinengewehrfeuer, das andere panische Kalifatssoldaten eröffneten. Immer mehr Panzer feuerten ziellos in der Gegend herum. Andere flogen in die Luft wie gigantische Feuerwerksfontänen.

Von hinten schwirrten Raketen an ihm vorbei. Die Finster-

nis war in die Löcher der Panzerabwehrstellungen gekrochen und übergoss Panzer mitsamt ihren Mannschaften. Die blinden Feinde brauchte man nur noch abzuschlachten.

Tom sah zu den Linien des PPA zurück. Durch die Dunkelheit preschte eine große Gestalt auf vier Beinen mit hohen Schultern und steilem Rücken, eine Lawine aus geflecktem Fell und dicken Muskeln. Aus ihrem riesigen schwarzen Maul troff Speichel. Es handelte sich um eine gefleckte Hyäne, eine *Crocuta crocuta*. Aber sie war kein herkömmliches Tier, sondern ein riesiges Exemplar mit einem Meter zwanzig Schulterhöhe, das mit Leichtigkeit vierhundert Pfund auf die Waage brachte. Sie war ein Werwesen, eine Gestaltwandlerin. Das dritte Ass, das vom PPA in die Schlacht geschickt worden war.

Hinter dem Tier lief ein Dutzend nackter Männer. Kaum hatte Tom sie erkannt, als ihre dunklen, schweißglänzenden Körper verschwammen. Sie verwandelten sich in Leoparden, vier von ihnen waren melanistisch, die anderen besaßen gelbbraun geflecktes Fell.

Diese jedoch waren keine Asse. Sie bildeten den engsten Kreis der geheimnisvollen Leopardengesellschaft und hatten während eines grauenerregenden Rituals den Biss von Alicia Nshombo entgegengenommen. Selbst von ihren Kollegen, den Leopardenmännern der Stoßtruppen und der Geheimpolizei, wurden sie gefürchtet.

Das Rattern eines Zwölfzylinders drang Tom in die Ohren und übertönte selbst die nahezu andauernden Explosionen. Er schnellte nach oben. Einen Moment lang verharrte er im Orbit. Die Sterne schienen auf ihn herab. Ein Herzschlag verging, genug, dass er das Stechen der nackten Sonne spürte. Im Vakuum dehnten sich seine Augäpfel und sein Blut aus, doch er explodierte nicht im Vakuum. Das tat niemand. Es handelte sich lediglich um eine starke Schwankung des Atmosphärendrucks. Punkt.

Dann war er wieder zurück und schwebte zwei Meter über

einem T-90, dessen Fahrer beschloss – oder den Befehl erhalten hatten –, direkt auf die Ungläubigen zuzuhalten in der Hoffnung, der Finsternis zu entkommen oder wenigstens in Kontakt mit dem Feind zu kommen. Tom wurde von einer Hitzeschwade aus dem Auspuff des 1100 PS starken Getriebes eingehüllt wie vom Feueratem eines Drachen. Er ließ sich hinter dem Geschützturm auf den Panzer fallen.

Hingekauert packte Tom zu, dann stand er ächzend auf. Dabei riss er den Turm aus seiner ringförmigen Einfassung. Auf der Stelle wirbelte er herum und schleuderte ihn wie einen riesigen Diskus auf einen T-72 in der Nähe. Das Geschoss traf den Panzer seitlich am Geschützturm. Die Munition, die in den beiden Türmen gelagert war, entzündete sich, und ein grellweißer Lichtblitz machte es einen Augenblick lang unmöglich, irgendetwas zu erkennen.

Auf der anderen Seite des Panzers sprang Tom hinab. Obwohl es keinen Geschützturm mehr besaß, wirkte das Gefährt immer noch gigantisch. Von den Druckwellen mehrerer Explosionen erfasst, neigte sich der Panzer sichtbar in Toms Richtung. Splitter schwirrten wie Gewehrkerne über ihn hinweg.

Klirrend fiel die Luke des Fahrers herab. Das letzte verbliebene Besatzungsmitglied wollte das sinkende Schiff verlassen. Plötzlich beugte sich eine gigantische Borstengestalt über den flachen Bug des geköpften Panzers. Anscheinend spürte der Fahrer, der schon halb zur Luke herausgekrochen war, die Gefahr, denn er erstarrte.

Als sich Leucrottas riesige Kiefer schlossen, schrie der Soldat auf. Es knirschte grauenvoll, und die Bestie biss dem Fahrer das Gesicht weg.

Tom verschaffte sich einen Überblick über die Lage. Kopflos liefen die gesamten Streitkräfte des Kalifats umher, zumindest diejenigen Truppenteile, die nicht brannten. Ungehindert trabten Leucrotta und die Werleoparden umher und erlegten die Soldaten, die aus den Fahrzeugen ausgestiegen waren, als

wären sie Hasen. Die von der Finsternis berührten Schützen des PPA feuerten unaufhörlich in die Reihen der Feinde. Die Armee der Muslime zerfiel. Sie glich einer aufgescheuchten Herde, die in alle Richtungen nach einem Ausweg suchte.

Jetzt galt es nur noch, jeden abzuschlachten, dessen man habhaft werden konnte. Diese Phase der Schlacht mochte Tom Weathers am meisten.



Jackson Square

New Orleans, Louisiana

Michelle liegt an einem Strand und lässt sich die Sonne auf den Pelz scheinen.

Die Silhouette eines Jungen verstellt ihr die Sonne. »Wer bist du?«, fragt sie.

Er macht den Mund auf, bringt aber keine Worte heraus. Er spuckt nur Licht und Feuer.

Michelle möchte weglaufen, aber sie weiß, dass sie nicht entkommen kann. Feuer und Licht und Energie ergießen sich in Wellen in ihren Körper. Der dehnt sich aus und öffnet sich der überwältigenden Kraft. Die Energie wächst immer mehr an, dann wird Michelle von ihrem eigenen Gewicht erdrückt und in den Boden hineingetrieben. Die Erde stöhnt, die Energie in ihr strömt überwältigend durch ihre Adern, will hinaus.

Sie möchte Blasen werfen.

Gerade als Michelle meint, die Blasen würden ihr entweichen, hört sie Juliets Stimme.

»Ich habe keine Ahnung, wie lange ich das noch machen kann«, sagt Juliet. Sie sitzt auf der Bettkante und streichelt ein kleines Kaninchen.

Wann sind wir zusammen in diesem Bett gelandet?, fragt sich Michelle. Und woher kommt der Hase?

»Ink, du musst auch nicht jede beschissene Sekunde hier verbringen«, sagt Joey, die auf der anderen Bettkante sitzt. Ein kalter Wurm wühlt sich durch Michelles Bauch. Weiß Juliet von ihrer Nacht mit Joey während des Hurrikans?

»Was soll ich sonst machen?« Juliet rollt eine Träne über die Wange, und Michelle streckt die Hand aus, um sie ihr wegzuwischen. Aber ihre Hand berührt nicht Juliets warmes Gesicht, sondern kaltes, gummiartiges Fleisch.

Sie zuckt zurück, doch trifft sie dabei nur erneut auf tote Haut.

»Mein Gott«, sagt sie. Doch Gott ist nicht da. Sie ist ganz allein.

Es ist dunkel, aber die Dunkelheit ist nicht undurchdringlich. Michelle liegt in einem Gewirr aus aufeinandergestapelten Leichen.

Ist das ein weiterer Albtraum über das Behatu-Lager? Aber es fühlt sich nicht richtig an. Die Farben stimmen nicht. Das Licht ist falsch. Und es stinkt. Es stinkt nach faulendem Fleisch. Davor hat sie nie von Gerüchen geträumt.

Michelle versucht sich umzudrehen, aber sie spürt ihre Beine nicht. Auch ihre Arme sind nur nutzloser Ballast. Das Licht, das durch die toten Zweige hindurchscheint, schimmert grünlich. Und die Luft ist dick und feucht.

Panik schleicht sich in ihre Kehle. Sie lebt, aber niemand weiß es. Niemand weiß, dass sie hier ist. »Hilfe!«, schreit sie.

»Wissen Sie, wir sind ihre Eltern, und wenn wir sagen, dass sie tot ist, dann ist sie tot.« Mama? Was macht die hier?

»Ihr seid noch schlimmer, als Michelle euch geschildert hat.« Was sagt Ink da? Jetzt sitzen sie alle auf dem Bett in Juliets und Michelles Wohnung. Das Bettzeug hat ein Blumenmuster. Michelle hat es gekauft, weil Juliet Blumen mag.

»Es ist mir gleichgültig, ob Sie und Michelle eine widerwärtige Beziehung führen oder nicht«, sagt Daddy. »Wir haben Rechte.«

»Einen Scheiß haben Sie«, sagt Hoodoo Mama.

O Gott, denkt Michelle. Joey wird sie umbringen.

»Wenn ihr mich fragt, habt ihr Arschgeigen überhaupt gar

kein gottverdammtes Recht, wenn es um Bubbles geht. Ihr eigennütziger Haufen klebriger brauner ...«

»Joey!«, unterbricht Ink.

»Meine Güte«, sagt ihre Mutter. Wieso kann die Stimme ihrer Mutter ihr einen schmerzhaften Stich versetzen, wo sie sich gleichzeitig am liebsten in ihren Armen einrollen würde?

Doch nun ist ihre Mutter verschwunden. Michelle befindet sich wieder in dem Leichenberg. Im Zwielflicht toten Fleisches.

»Hilfe«, flüstert sie.

Eine Spinne lässt sich an einem feinen Seidenfaden herab und baumelt vor ihrem Gesicht. Sie tastet mit den Vorderbeinen nach Michelles Kinn und untersucht es. Dann zeigt sie nach oben. Michelle rollt sich umständlich auf den Rücken und schaut in die Richtung, in die das Spinnenbein deutet.

Über den Rand des Abgrunds späht ein Leopard herab. Seine Augen glühen gelb. Michelle steht kalter Schweiß auf der Stirn. Die Angst in ihrem Mund schmeckt wie Kupfer. Ein zweiter Leopard gesellt sich zum ersten. Bald ist der ganze Abgrund von ihnen gesäumt.

Die Leoparden wechseln Blicke. Gelegentlich gähnen sie und entblößen dabei scharfe elfenbeinfarbene Zähne. Dann knurren sie. Sie geben tiefe, kehlige Laute von sich, so als würden sie sich miteinander unterhalten.

Das Herz hämmert in ihrer Brust. Bestimmt wissen die Leoparden, dass sie hier unten ist. Bestimmt wissen sie, dass sie am Leben ist. Bestimmt wittern sie ihre Furcht. Sie riecht sie jetzt schon selbst, und auch den schweren wilden Geruch der Raubkatzen. Tränen brennen ihr in den Augen. Sie versucht, sie wegzublinzeln, aber sie entwischen ihr, rollen ihr über die Wange und hinterlassen eine juckende Spur.

Was zum Teufel?, denkt Michelle. Ich bin Amazing Bubbles. Ich heule doch nicht in einer Grube rum, nur weil mich ein paar belämmerte Leoparden angafften, als wäre ich ihr Mittagessen! Die können mir nichts anhaben.

Sie versucht, Blasen zu werfen, schafft es aber nicht. *Keine Hände*, denkt sie. *Wenn ich Hände hätte, könnte ich Blasen werfen.*

»So verdammt besonders bist du auch nicht, Michelle«, sagt Joey. »Und Zombies sind nicht widerlich.«

Michelle sieht an sich hinab. Sie hat eine gräuliche Farbe angenommen, und die Kleider hängen ihr in Fetzen am Leib. Auf ihrer Haut wächst schwarzer Schimmel. Sie hält sich die Hand vors Gesicht. Jetzt hat sie wenigstens eine Hand. Zwischen dem faulenden Fleisch ihrer Finger schauen die Knochen heraus.

»Da stimmt was nicht«, sagt sie.



Barataria-Becken

New Orleans, Louisiana

Jerusha Carter blickte auf eine offene Wasserfläche von einer Meile Breite. Wie schnelle, laute Wolken huschten Silberreihher über den Himmel. Kanadareihher wateten durchs seichte Gewässer, und nicht weit von Jerushas Boot glitt der Schwanz eines Alligators durch das brackige Wasser.

Es war keine durch und durch idyllische Szenerie, denn die Sonne brannte gnadenlos herab, sodass Jerusha feuchte Ringe unter den Achseln und eine nasse Stirn bekam. Schnaken, Moskitos und riesige Kriebelmücken plagten sie. Der Schlamm war über den Rand ihrer hohen Stiefel geschwappt und war ihr an beiden Beinen hinuntergelaufen. Dazu näherte sich vom Golf eine Sturmfront: Oben weiße und unten schiefergraue Gewitterwolken türmten sich am Horizont, und aus der Ferne drang Donnerrollen durch die Nachmittagshitze.

Das Barataria-Becken war ein Sumpfgebiet südlich von New Orleans und im Fall eines Hurrikans eine von mehreren natürlichen Pufferzonen der Stadt und von St. Bernard Parish. Jerusha sollte dabei helfen, es wieder zu bepflanzen. Früher einmal, so hatte man ihr erzählt, als die Dämme noch nicht gebaut gewesen waren, war die ganze Gegend hier kein See, sondern Marschland gewesen. Seit den Dreißigerjahren hatte New Orleans über fünftausend Quadratkilometer an Feuchtgebieten eingebüßt. Laut den Experten, die Jerusha eingewiesen hatten, vermochten sieben Quadratkilometer Feuchtgebiet die Höhe einer Sturmflut um jeweils einen Fuß zu verringern. Deshalb

war es für die künftige Sicherheit der Stadt so enorm wichtig, dass die Marschen wiederhergestellt wurden.

Das war harte, mörderische Arbeit. Schlamm musste herangeschafft und ins offene Wasser gekippt werden, damit es flach genug wurde, um den Pflanzen, die früher hier gediehen waren, einen Lebensraum zu geben. Wenn der Schlamm ausgekippt und die Seeränder für die neue Bepflanzung bereit waren, kam Jerusha mit ihrer Arbeit an die Reihe. Dank ihrer Wild-Card-Gabe war das, was sonst Monate und Jahre dauerte, eine Affäre von Augenblicken.

Gestern war Seetang an der Reihe gewesen. Heute pflanzte sie Schlickgras, *Spartina spartinae*, um genau zu sein, das Golf-Schlickgras, das schnell wuchs und in Gewässern mit unterschiedlichem Salzgehalt gedieh. Wäre Jerusha nicht gewesen, hätten Freiwilligenteams im Schlick Bodenmatten mit Setzlingen ausgelegt, die mit der Zeit zu dicken, zähen Büscheln herangewachsen wären, hinter denen sich ein Mensch verstecken konnte.

Heute war Thanksgiving. Deshalb waren keine Teams hier draußen, und Jerusha arbeitete allein. Alle waren mit irgendetwem verabredet: mit Familie, mit Freunden. Jerusha bemühte sich, nicht darüber nachzudenken, versuchte, den tiefgefrorenen Swanson-Truthahn zu vergessen, der zum Abendessen in ihrer leeren Wohnung auf sie wartete, oder den Anruf bei ihren Eltern, den sie während des Essens hinter sich bringen musste. Würde sie ihre Stimmen hören, ihre guten Wünsche und das Gelächter ihrer Freunde im Hintergrund, würde sie sich nur noch einsamer fühlen. Jerushas Gürteltaschen waren voller Schlickgrassamen, die heute noch gesät werden mussten.

Sie stapfte in ein knietiefes Loch aus neuem Schlamm, der sich an ihren Stiefeln festsog und laut quatschte. Sie steckte die Finger in eine ihrer Gürteltaschen und verstreute eine Handvoll winziger Samen in einem weiten Bogen vor sich. Einen Moment lang schloss sie die Augen. Dabei spürte sie

die Samen und das Pulsieren aufkeimenden Lebens in ihnen. Sie zapfte ihre Wild-Card-Fähigkeit an, Gardeners Gabe, und ließ sie aus ihrem Geist in die Samen strömen. Sie reagierten, wuchsen, brachen auf, und winzige grüne Keimlinge entrollten sich, Wurzeln gruben sich in den weichen Schlamm, und zarte Sprösslinge strebten der Sonne zu. Jerusha lenkte das Schlickgras, indem sie ihre Macht langsam und behutsam fließen ließ.

Sie war selbst das Schlickgras, nahm aus Sonne, Wasser und Erde Nahrung auf, verwertete sie, sodass ihre Zellen barsen und mit unglaublicher Geschwindigkeit wuchsen, sich formten und wieder umformten und mit jeder Sekunde neue Sprösslinge hervorbrachten. Sie konnte dem Gras beim Wachsen zusehen, wie es sich wand und zuckte: das Wachstum eines Jahres innerhalb einiger Augenblicke. Während sich das Gras immer weiter erhob, lachte Jerusha. Es war ein kehliger Laut, der eine tiefe, eigenartige Befriedigung ausdrückte. Es gab nur wenige Leute, die diesen Laut schon einmal gehört hatten, denn manchmal stieß sie ihn – unfreiwillig – beim Sex aus, ein klangvoller, freudiger Laut, der aus ihrem tiefsten Inneren kam.

Gärtnern als Orgasmus.

Das Schlickgras wuchs sich windend in die Höhe – und auf einem Halmbüschel ein paar Meter von ihr entfernt blieb etwas schlaffes Braunes hängen, unter dessen Gewicht sich das Gras bog.

Sie ließ die Macht versickern. Dann wurden ihre Schultern schwer. Jedes Mal wenn sie die Kraft nutzte, die die Wild Card ihr ausgeteilt hatte, erschöpfte sie das. Nach einem solchen Tag kehrte sie normalerweise in ihre Wohnung zurück, um aufs Bett zu fallen, sofort einzuschlafen und erst nach zwölf Stunden wieder zu erwachen. So war es an den meisten Tagen: früh aufstehen, hinausgehen, um Samen auszusäen und das Sumpfland wiederherzustellen, und kurz vor Sonnenuntergang wieder in die Stadt zurückfahren, um in einem Restau-

rant oder ihrer Wohnung (aber allein, immer allein) einen Happen zu essen, dann schlafen. Und dann wieder dasselbe Spiel. Immer und immer wieder.

Jerusha watete durch den Schlamm zu dem neu gewachsenen Schlickgras. Sie nahm das triefend nasse Filzstück von dem Büschel hinunter und brauchte einen Moment, um es auseinanderzufalten. Dann erkannte sie, dass es ein Hut war – ein übel mitgenommener, schimmlicher und schmutziger Fedora, dessen Innenauskleidung größtenteils herausgerissen war und dessen Hutband vollständig fehlte. Eine Muschelschale hing hartnäckig an dem Stoff, der nach Sumpf stank.

Jerusha schüttelte den Kopf. *Noch ein Fedora. Wir haben Cameo mindestens ein Dutzend Hüte geschickt, die wir hier draußen gefunden haben. Immer in der Hoffnung, dass es der ist, den sie verloren hat.* Die Wahrheit ließ sich nur herausfinden, indem man ihr auch diesen Hut sandte: als Thanksgiving-Geschenk. Sie würde es gleich machen, wenn sie zurück in der Stadt war.

Jerusha seufzte und schaute zur Sonne und den Wolken empor. Der Sturm rollte heran. Es wurde Zeit zurückzukehren, wenn sie nicht von dem Unwetter erwischt werden wollte, was ein ohnehin schon trübseliges Thanksgiving noch trübseliger machen würde.

Sie hielt den durchweichten Hut an der Krempe und machte sich mit ihm zu der Stelle auf, wo sie ihr Boot festgemacht hatte.



Im Haus der Winslows

Boston, Massachusetts

»So ein Penner! Ich glaub's einfach nicht, dass er den Pass vergeigt hat!«

Vom Aufschrei seines Schwiegervaters wurde Noel Matthews in die Gegenwart zurückgerissen. *Er* konnte nicht glauben, dass er vor einer Heimkinoanlage saß, die aussah wie die Kommandobrücke eines Flugzeugträgers, während seine amerikanischen Schwäger Football schauten und in den Flachbildschirm brüllten.

Natürlich war es kein richtiges Football, nicht das, was ein Engländer darunter verstand, nämlich Fußball. Stattdessen war es dieses langsame, aufgedunsene amerikanische Spiel, in dem sich furchtbar große Männer in Polstern und knallengen Hosen gegenseitig ansprangen und den Hintern versohnten. Seltsam, dass dieser Sport der Lieblingszeitvertreib einer Nation war, die so verklemmt war, wenn es um Schwule ging.

Noel griff nach seinem Bourbon Soda, und als er sich auf der Couch nach vorn beugte, um sein Glas zu erreichen, ächzte er leise. Ihm war, als wären seine Innereien durch eine Kanonenkugel ersetzt worden, und er öffnete heimlich den Knopf an seiner Hose. Es war Thanksgiving – dieses eigentümlich amerikanische Fest, bei dem man Fresssucht und die Übervorteilung der Indianer feierte.

Aber sie hatten keine Wahl gehabt. Wegen einer Behandlung gegen Unfruchtbarkeit in der Jokertown Clinic wohnte er mit Niobe in New York. Ihre Eltern lebten ganz in der Nähe

in Massachusetts. Und Niobe hatte es sich in den Kopf gesetzt, mit ihrem berühmten und erfolgreichen Ehemann vor dem alten Geldadel anzugeben, der sie gemieden hatte, als ihre Wild Card aufgedeckt und sie zum Joker geworden war. Noel hatte sich einverstanden erklärt, wie ein preisgekrönter Fang herumgezeigt zu werden, weil Niobe von allen so schäbig behandelt worden war und weil Großtun eine vollkommen akzeptable Antwort darauf war.

Noel murmelte etwas von »für kleine Jungs«, um der Männerversammlung zu entkommen und seine Frau zu suchen. In der Küche traf er auf Leihpersonal, das damit beschäftigt war, Geschirr zu spülen und die Reste vom Essen in Plastikboxen zu verpacken. Noel war jetzt ein reicher Mann, aber er war nicht reich aufgewachsen. Mit dem Gehalt seiner Mutter als Professorin in Cambridge hatten sie bescheiden gelebt. In seinem Elternhaus hatte es kein Leihpersonal gegeben.

Er blieb im Gang stehen und lauschte. Die piepsigen Sopranstimmen der Frauen im Wohnzimmer wetteiferten mit dem tiefen Gebrüll aus der Männerhöhle. Während er den langen Gang entlangging, den eine beeindruckende Sammlung moderner Kunst zierte, knöpfte er sich die Hose und das Jackett zu.

Das Wohnzimmer war in Gold- und Grüntönen gehalten, und ein Feuer im großen Marmorkamin verlieh dem Raum etwas Warmes und Anheimelndes. Draußen, im Vorgarten, ächzten die hohen Kiefern im Wind. In der Nacht würde es noch schneien. Gott sei Dank hatten sie eine Möglichkeit, nach Hause zu kommen, auch wenn der Flughafen dichtmachen würde.

Er setzte ein freundliches Lächeln auf und ging zu den Frauen, die auf Sofas um einen niedrigen Tisch mit silbernem Tee- und Kaffeegeschirr herumsaßen. Der Duft verstärkte die gesellige Stimmung im Zimmer, genau wie das Stakkato der Unterhaltung. Zufrieden stellte er fest, dass Niobe mit den

feinsten Damen der Gesellschaft quatschte und dass sie mindestens so schick, wenn nicht noch schicker gekleidet war als die anderen Frauen.

Es war erstaunlich, was ein Jahr der Zufriedenheit – und die sorgfältige Pflege der Friseure in New York, der Spas am Toten Meer und der Modegeschäfte in Paris – für ihr Haar, ihre Haut und ihren Kleiderschrank vollbracht hatte. Der einzige Schönheitsfehler war der Schwanz, der sich um die Füße seines Liebings ringelte. Mit den Laserbehandlungen hatten sie wenigstens die Borsten davon entfernt.

Ihre Blicke trafen sich, und Noel freute sich über das Triumphgefühl, das aus ihren Augen leuchtete. Er stellte sich hinter ihr Sofa, beugte sich hinab, küsste sie auf die Wange und zauberte eine weiße Rose hervor. Niobe errötete, und er beobachtete mit Genugtuung, dass ihre Kusine Phoebe stirnrunzelnd den Blick senkte und in ihre Teetasse starrte. Diese Person hatte den ganzen Nachmittag über immer wieder die Finger auf seinen Unterarm gelegt, sich nach vorn gebeugt, damit ihre Brüste zur Geltung kamen, und sich bei jeder Gelegenheit zum Affen gemacht.

»Du schaust dir das Spiel nicht an?«, fragte seine Schwiegermutter.

»Verzeih mir, aber das sind Schafsköpfe. Die sehen große Männer an, die herumstöhnen und in den Matsch fallen. Ich dagegen bin kein Schafskopf. Ich verbringe meine Zeit lieber mit den Damen.«

Das Gelächter der Frauen klirrte wie zerspringende Eiszapfen. Niobe lachte nicht. Ihr heiseres leises Kichern war ihm wohl vertraut. Sie sah ihn mit großen Augen fragend an, was er mit einem aufmunternden Lächeln beantwortete.

Er betrachtete seine Schwiegermutter im Profil, und für einen Augenblick bedauerte er es, dass er seinen vorherigen Beruf aufgegeben hatte. Wenn es jemals ein Mensch verdient hatte, getötet zu werden, dann war es Rachel Winslow. Als

Niobes Wild Card aufgedeckt worden war, hatte Rachel versucht, Niobe als das Kind einer Kusine auszugeben. Und nachdem Niobe schließlich zu einem Selbstmordversuch getrieben worden war, hatte Rachel sie in eine Einrichtung verschickt, wo man sie wie eine Kreuzung aus Laborratte und Sexspielzeug behandelt hatte.

Seine Frau reichte Noel eine Tasse Tee. Das Porzellan war so fein und zerbrechlich, dass es sich in seiner Hand anfühlte wie der Flügel einer Heuschrecke. Als er darauf hinabsah, stellte er fest, dass sie ihm bereits einen Klacks Sahne in den Tee getan hatte. Die Tatsache, dass es jemanden auf der Welt gab, der wusste, wie er seinen Tee trank, wie weich er seine Eier mochte, wie heiß sein Badewasser zu sein hatte, das wrang ihm das Herz aus. Und er erwiderte den Gefallen. Sie waren körperlich, seelisch und geistig miteinander verbunden, und sie hatte ihm geholfen, das Loch in seinem Leben zu füllen, das durch den Tod seines Vaters vor etwas mehr als einem Jahr entstanden war.

Er setzte sich neben Niobe aufs Sofa und nippte an seinem Tee. Noel ertappte sich dabei, dass er zu einem der Käsecracker griff. Dabei war er weiß Gott nicht hungrig, doch wusste er nicht, was er sonst mit seinen Händen anfangen sollte, um seine Nerven zu beruhigen. Schließlich durfte er im Haus seiner Schwiegereltern nicht rauchen. Das Vibrieren seines Handys in seiner linken Hosentasche bewahrte ihn vor zusätzlichen Kalorien.

Er stellte seine Tasse ab, zog das Telefon heraus, murmelte eine Entschuldigung und zog sich zum Fenster zurück. Das Display gab nur einen »Unbekannten Anrufer« preis, aber er erkannte die internationale Vorwahl – Bagdad!

Er kannte viele Leute in Bagdad, aber die kannten ihn nur in seiner Identität als das muslimische Ass Bahir. Nur einer wusste, dass Noel Bahir war – sein ehemaliger Mitbewohner in Cambridge, der inzwischen Kopf des Kalifats und Noels erbitterter Gegner war: Prinz Siraj von Jordanien.

Dieses Handy war sauber. Die Tatsache, dass Siraj seine Nummer hatte, bedeutete, dass der Geheimdienst des Kalifats Überstunden gemacht hatte. Sie hatten nach ihm geforscht und ihn ausfindig gemacht. Alle Nerven waren angespannt, während Noel über seine Optionen nachdachte.

Besser, ich weiß, was er vorhat. Noel nahm ab.

»Ich war mir nicht sicher, ob du rangehen würdest«, drang die vertraute Baritonstimme aus dem Hörer.

»Fast wäre ich nicht rangegangen.« Schweigen breitete sich zwischen ihnen aus. Noel zog sein Zigarettenetui heraus.

Schließlich sprach Siraj weiter. »Ich brauche deine Hilfe. Kannst du nach Bagdad kommen? Jetzt?« Sein klangvolles BBC-Englisch klang vor Angst aufgeraut.

Damit hatte Noel am wenigsten gerechnet. Er fummelte eine Zigarette aus dem Etui und steckte sie sich in den Mund. »Ah, nun ... lass mich mal sehen ... als wir uns das letzte Mal begegnet sind, hast du deinen Wachen befohlen, auf mich zu schießen. Das Mal davor hast du mich in ein ägyptisches Gefängnis geworfen. Ich glaube, ich verzichte auf ein drittes Wiedersehen. Nicht dass es wie im Märchen geht und es beim dritten Mal klappt.«

»Ich gebe dir mein Wort, dass ich nichts gegen dich unternehme. Tatsächlich brauche ich deine Hilfe.«

Plötzlich hörte sich Siraj sehr jung an. Wie der Freund, der mit der Tochter des Profs Mist gebaut und Noel anschließend um Hilfe gebeten hatte. Oder wie der Freund, der ihm Geld geliehen hatte, um seine Spielschulden zu begleichen, als sich Noel im zweiten Studienjahr für Pferdewetten begeistert hatte.

Doch es gab keinen Platz mehr für Sentimentalitäten. »Warum?«

»Im Sudd wurde die Hälfte meiner Truppen vernichtet. Das ist die letzte Armee, die ich habe, Noel, und außer ihr steht nichts mehr zwischen dem Kalifat und dem People's Paradise of Africa. Und ihr im Westen wollt bestimmt nicht, dass

Nshombo und Tom Weathers mein Öl unter ihrer Kontrolle haben. Glaub mir.«

»Nun, das ist die Krux an der Sache. Ich glaube dir nämlich nicht. Es tut mir leid um deine Armee, aber ich bin ausgestiegen. Für immer. Ich bin jetzt nur noch ein durchschnittlicher Bürger. Es war schön, mir dir geredet zu haben.« Noel legte auf und kehrte zu Niobe zurück.

Sie sah zu ihm auf, und wieder raubten ihm ihre wunderschönen grünen Augen den Atem. »War das Kevin?«, fragte sie und meinte seinen Agenten.

»Ja«, log Noel.

»Du hast ja eine Zigarette im Mund!«, empörte sich seine sonnengebräunte und spröde Schwiegermutter durch zusammengebissene Zähne.

»Ja, aber sie brennt nicht. Ich geh raus, um dem Abhilfe zu schaffen.«



Stellar

Manhattan, New York

Wally zupfte am Kragen seines Fracks. Der Schneider hatte nicht lockergelassen, bis er perfekt gegessen hatte. So perfekt, wie ein Frack bei einem Mann mit Eisenhaut und Nieten nur sitzen konnte. Aber anfühlen tat er sich deshalb noch lange nicht perfekt.

Wally gab es auf, an seiner Fliege herumzufummeln. Er wusste nicht, wie man sie band. Er würde einen Kellner bitten müssen, ihm damit zu helfen, und das war peinlich.

Der Aufzug hielt an. Er federte ein wenig, als Wally ausstieg.
»Hey, Rusty! Komm hier rüber.«

Ana Cortez stand mit dem Handy am Ohr vor dem Stellar. Anscheinend war sie hinausgegangen, um einen Anruf entgegenzunehmen. Sie lächelte und winkte Wally zu, als er schep-pernd aus der Ecke der Lobby mit den Aufzügen kam.

Wie sein Frack so waren auch seine Schuhe speziell für ihn angefertigt worden. Die schicken italienischen Schuhe sahen zwar gut aus, waren aber dünn, sodass das Stampfen von Eisenfüßen auf Marmor kaum gedämpft wurde. Wally wäre ein weniger formelles Thanksgiving lieber gewesen.

Daheim bei seinen Leuten konnte man sich auch im Jeans-overall und Arbeitsschuhen an den Festtagstisch setzen. Er hatte sich überlegt, über die Feiertage nach Hause nach Minnesota zu fahren, aber trotz der wachsenden Einsamkeit und dem Heimweh, die in letzter Zeit wie dunkle Wolken über ihm geschwebt waren, hatte er sich dagegen entschieden. Jedes Mal

wenn er zu Hause einen Besuch machte, fühlte er sich ein bisschen unwohler.

Nicht dass er Mom, Dad und Pete nicht sehen wollte. Er vermisste sie schmerzlich. Mehr als alles andere wollte er die Zeit zu den Tagen vor *American Hero* zurückdrehen. Er wollte wieder einen Samstagnachmittag mit seinem Bruder vor dem Fernseher verbringen, während Dad im Polstersessel schnarchte.

Die Sache war nur die, dass Pete noch nie weiter als bis Duluth von zu Hause weggefahren war. Seine Eltern waren in der Iron Range im nördlichen Minnesota zur Welt gekommen und groß geworden. Sie war ihre ganze Welt. Manchmal wünschte sich Wally, es könnte auch für ihn wieder so sein.

Seine Familie hatte die Vorstellung, dass sein Leben glamourös war. Aufregend. Voller Abenteuer. Und mit dieser Vorstellung waren sie glücklich. Beim letzten Wiedersehen mit seiner Familie hatte er gemeint, sie würden vor Stolz platzen. Wally Gunderson, der Held. Wally Gunderson, Weltreisender. Wally Gunderson, Friedensbringer der Vereinten Nationen. Pete fragte ihn immer über die Orte aus, die er im Auftrag des Komitees besucht hatte, und über die Leute, mit denen er arbeitete, und über all seine guten Taten.

Mit jedem Besuch wurde es schwerer, ihnen das aufzutischen, was sie hören wollten, und ihnen stattdessen nicht von der Langeweile zu erzählen, der Einsamkeit, der Sorge und Angst, die er jedes Mal empfand, wenn das Komitee ihn zu einem neuen Einsatzort schickte. Und von dem Gefühl der Ungewissheit darüber, was er tat und warum er es tat. Von dem Gefühl, schon lange kein Held mehr zu sein.

Nach seiner Reise ins Kalifat hatte Wally nicht mehr viel Zeit zu Hause verbracht.

»Rusty ist da«, sagte Ana ins Telefon. Dann deckte sie es mit der Hand ab. »Ich soll dich von Kate grüßen.«

»Moin, Ana. Moin, Kate.«

Ana sprach wieder ins Telefon. »Er sagt Moin zurück...

aha ... aha.« Sie lachte. »Das bezweifle ich ... Ich muss auflegen. Auch dir ein schönes Thanksgiving. Lass uns später nochmal telefonieren und unsere Wertungen vergleichen.« Ana ließ ihr Handy zuschnappen. »Freut mich, dich zu sehen. Du siehst gut aus.«

»Du auch, Ana.« Ihr Kleid wirkte teuer und passte sogar zu ihren blauen Ohrringen.

Sie hob die Arme, um ihn flüchtig zu umarmen. Neben Wally wirkte sie klein. »Mensch«, sagte er und erwiderte die Umarmung vorsichtig.

Er schaute ins Restaurant, in dem weiß gekleidete Kellner Tablets, Wasserkrüge und Flaschen zwischen den Tischen hin und her trugen. Sie sahen wie Fotonegative von ihm aus, nur dass sie nicht so groß waren. Drinnen war das Murmeln der Gespräche und das Klirren von Besteck zu hören. Lauter unvertraute Gesichter, lauter unvertraute Stimmen. Wally beschlich leise Trauer.

Er ging mit Ana hinein, wo sie vom Maître d'Hotel begrüßt wurden. Der fragte erst gar nicht, ob sie auf der Gästeliste stehen würden, denn jeder kannte Rustbelt und Earth Witch, zwei der Gründungsmitglieder des Komitees. Er führte sie zu ihren Horsd'ouvres, zögerte aber einen Moment, als ihm die Furchen auffielen, die Wallys Fersen im Boden hinterließen. Der bleistiftdünne Schnurrbart zitterte. Er rümpfte die Nase, machte aber weiter kein Aufhebens darum. Schließlich war sein Restaurant voller Asse.

Allerdings kannte Wally die meisten von ihnen nicht. Das Komitee war nicht mehr das, was es anfangs gewesen war. Inzwischen war es viel größer. Was auch wirklich gut war, denn es wurde immer internationaler und bestand nicht mehr nur aus einem Haufen Kids aus einer bescheuerten Fernsehshow. Es kam ihm professioneller vor, gleichzeitig aber auch steriler. Ein paar der neuen Mitglieder hatte er bei anderen Komiteeveranstaltungen flüchtig kennengelernt – Garou, Noppera-bo

und die Strangelets. Einer der neuen, Glassteel, nickte Wally kumpelhaft zu, als er an ihm vorbeikam. In Haiti hatten sie zusammengearbeitet, und sie bildeten ein ziemlich annehmbares Team. Auch wenn Wally am liebsten mit DB zusammenarbeitete, aber DB war ja jetzt nicht mehr da.

Die meisten Gäste hatten sich um die langen Tische versammelt, auf denen die Vorspeisen angerichtet worden waren, bei den Fenstern, durch die man einen Blick auf die Skyline von Manhattan hatte. Wally mampfte in ausgefallenes Ketchup getunkte Miniatur-Hot-Dogs, während er sich umhörte. Er war auf der Suche nach einem Gespräch, in das er sich einklinken konnte. Die Schlacht im Sudd beherrschte die meisten Unterhaltungen. Im Taxi zum Empire State Building hatte Wally auf einem dieser Live-Ticker-Bänder am Times Square eine Meldung darüber gesehen.

»Das PPA hat sich übernommen«, erklärte Snowblind mit ihrem eleganten frankokanadischen Akzent. Wenn Seide sprechen könnte, würde es sich so anhören, dachte Wally. »Für das Komitee besteht kein Grund, sich einzumischen. Wenn das Kalifat sich erst einmal wieder neu aufgestellt hat, wird das Ganze bald vorbei sein.«

Brave Hawk schüttelte den Kopf. »Nicht wenn sich Ra einmischt. Das Alte Ägypten hat keinen Bedarf für das Kalifat.«

Wally hatte keinen Kopf für politische Debatten, und um ehrlich zu sein, mochte er Brave Hawk auch nicht besonders. Also schlenderte er weiter am Tisch entlang, wo es Horsd'œuvres mit Trauben, stinkigem Käse und in Portwein marinierte Birnenschnitten gab. Die waren ziemlich lecker.

Tinker und Burrowing Owl diskutierten über den Internationalen Gerichtshof. Das schwebende Verfahren wegen Kriegsverbrechen gegen Captain Flint und Highwayman spalteten die Gemüter beinahe genauso wie die Kämpfe im Sudan. Burrowing Owl meinte, es handele sich um einen bedeutungslosen Schauprozess, während Tinker fand, dass es die beiden ver-

dient hätten, vor der Welt verurteilt zu werden. »Oi, Rusty«, sagte Tinker. »Was meinst du?«

Wally zuckte mit den Schultern. »Ähm...« Ja, was meinte er? »Ich meine, dass es unrecht war, die ganzen Leute zu töten. Aber dass sie das Töten dem armen kleinen Jungen überlassen haben, damit haben sie ein noch viel größeres Unrecht begangen, glaube ich.«

Burrowing Owl runzelte die Stirn. »Ja, aber was ist mit dem Problem von Staatshoheit und internationaler Rechtsprechung?«

Wally seufzte und wünschte sich, es wäre schon Zeit, sich zum Essen zu setzen.



Jerusha Carters Wohnung

Garden District

New Orleans, Louisiana

Ihr Handy zirpte, bevor der Alarm an der Mikrowelle losging. Das wunderte sie, denn bei ihren Eltern war es noch eine Stunde früher, und normalerweise würden sie zu diesem Zeitpunkt noch am Thanksgiving-Tisch sitzen. Sie nahm das Handy von dem Tischchen im Flur und las die Nummer auf dem Display.

Es waren nicht ihre Eltern, sondern Juliet Summers. Ink. Seltsam. Natürlich kannte sie Ink, aber sie standen sich bestimmt nicht nahe.

»Hey«, meldete sie sich. »Ink. Was los?«

»Jerusha? Du musst mir helfen.« Im Hintergrund rief, nein fluchte jemand. Eine Frau. »Das ist Joey. Diese hinterfotzigen LaFleurs haben den Richter dazu gekriegt, ihnen diese gerichtliche Verfügung zu bewilligen. Die ziehen bei Michelle den Stecker.«

Jerusha war entsetzt. Michelle Pond – Amazing Bubbles – lag schon seit über einem Jahr auf dem Jackson Square im Koma. Seit dem Tag, an dem sie New Orleans vor der Vernichtung bewahrt hatte, indem sie die Wucht einer Atomexplosion absorbiert hatte. Sechs Monate lang hatten ihre Eltern vor Gericht um das Recht gekämpft, ihrer Tochter die weitere Nahrungs- und Flüssigkeitszufuhr abzustellen.

Jerusha konnte nicht glauben, dass sie tatsächlich gewonnen hatten. »Was meinen die Ärzte, was mit Bubbles passieren wird, wenn sie das tun?«

»Das weiß niemand sicher«, sagte Ink. »Aber bei den extremen Mengen an Nährstoffen, die Michelle stündlich verbraucht, und bei der Dichte und dem Gewicht ihres Körpers würden sich die Folgen extrem schnell zeigen, vermuten sie. Ihre Körperfunktionen könnten beinahe augenblicklich zusammenbrechen – erhöhter Puls, Blutdruck, Organversagen. Tod innerhalb von drei Stunden, möglicherweise sogar schneller.« Ink seufzte. »Vielleicht verhungert sie aber auch einfach nur.«

An Thanksgiving. Die LaFleurs hatten einen grauenhaften Sinn für Humor, dachte Jerusha. »Was kann ich machen?« Sie war keine Anwältin. Das Komitee hatte keinen Rechtsstatus in den USA.

»Du kannst helfen, Joey aufzuhalten«, antwortete Ink. »Sie spielt verrückt. Sie hat jede halbwegs frische Leiche in der Stadt auf den Plan gerufen, und auch welche, die nicht mehr ganz so frisch sind. Sie behauptet, dass sie die LaFleurs umbringen wird, sobald sie sich auf dem Jackson Square blicken lassen.«

Hoodoo Mama. Ich hätte es wissen müssen. Joey Hebert musste schon wütend auf die Welt gekommen sein, anders konnte Jerusha es sich nicht erklären. Und dass sie vom Komitee abgelehnt worden war, hatte ihr Gemüt nicht gerade aufgehellt.

»Sie hört nicht auf mich«, sagte Ink. »Und du bist die Einzige in New Orleans, die vielleicht die Macht hat, sie aufzuhalten, bevor jemand zu Schaden kommt. Aber du musst dich beeilen, hörst du?«

Im Hintergrund hielt das Geschrei an. *Joey*, fiel Jerusha erst jetzt auf. Ink brüllte die andere Frau an. »Verdammt, Joey. Beruhige dich, Mädchen. Sonst platzt dir noch eine Blutader.«

Dann war die Verbindung weg. »Ink?«, fragte Jerusha.
Nichts.

Sie klappte das Handy zu. In der Küche machte die Mikrowelle Pling. Der Truthahn duftete.

Jerusha steckte das Telefon in die Tasche ihrer Jeans und griff nach den Schlüsseln.



Im Haus der Clarkes

Barlow's Landing, Massachusetts

»Verstehe«, sagte Margaret Tipton-Clarke in einem Ton, der deutlich machte, dass sie nichts verstand. »Dann sind Sie also ... tot?«

Jonathan Tipton-Clarke, oder Jonathan Hive, meistens jedoch einfach nur Bugsy, hatte geahnt, dass es heikel werden konnte, wenn er seine Freundin zum Thanksgiving-Essen mitbrachte. Allerdings war er sich nicht über das wahre Ausmaß des Problems im Klaren gewesen. Seine Mutter stellte unaufhörliche schwierige Fragen. Sein älterer Bruder Robert und seine Schwägerin Norma starrten stirnrunzelnd auf ihre Teller mit Truthahn und Preiselbeersöße – wie zwei missmutige Buchstützen ohne Bücher dazwischen. Die Zwillingsschwestern dagegen grinsten vor kannibalischem Vergnügen. Es würde kein guter Abend werden.

Ellen war sehr hübsch – schlank, blond und mit einem kohleschwarzen Kleid, das genau an den richtigen Stellen eng anlag, ohne nuttig zu wirken. Wie alle guten Kleider von Ellen war es vom Geist Coco Chanel's speziell für sie entworfen worden. Das Cameo, das sie um den Hals trug, wirkte so, als wäre es wegen des Kleids gewählt worden, dabei war es in Wirklichkeit genau andersrum. Wenn man sie so betrachtete, passte sie perfekt zum Stil der Familie Tipton-Clarke: edel und teuer, ohne neureich rüberzukommen. Lediglich der Ohrring war vielleicht etwas gewagt, aber der war alternativlos.

Sicher, sie war beinahe zwei Jahrzehnte älter als Jonathan,

was für sich schon ein bisschen eigenartig war. Problematischer war allerdings, dass sie selbst gar nicht seine Freundin war, sondern das Ass, das die Geister der Toten channeln konnte. So zum Beispiel auch den Geist seiner Freundin.

Aliyah trug Ellen nicht mit derselben Eleganz, mit der Ellen das Kleid trug.

»Ja«, sagte sie durch Ellens Mund. »Ich... ich bin gestorben, als die Armee des Kalifats die ägyptischen Joker angegriffen hat. Das war kurz bevor sie das Komitee gegründet haben? Sollten Sie mal etwas darüber lesen, dann werde ich darin wahrscheinlich Simoon genannt. Das war mein Assname bei *American Hero*. Bei den Gegnern gab es ein Ass namens Rechtschaffener Dschinn? In Ägypten, meine ich. Nicht bei der Show.«

Wenn Aliyah nervös wurde, brachte sie Sätze durcheinander und machte Fragen aus ihren Aussagen. Wenn Jonathan nervös wurde, lösten sich kleine Stücke aus seinem Körper in Form von grünen, wespenartigen Insekten, deshalb konnte er ihr kaum einen Vorwurf machen. Er nahm einen Bissen von der Füllung. Sie war ein bisschen versalzen, wie immer, aber solange er den Mund voll hatte, brauchte er mit niemandem zu reden. Das schien ihm die beste Strategie zu sein.

»Das muss schrecklich für Sie gewesen sein, meine Liebe«, sagte seine Mutter.

»Oh, ich erinnere mich nicht daran«, sagte Aliyah. »Ich hatte meinen Ohrring nicht an – zu dem Zeitpunkt. Ich meine, ich war ein Sandsturm, als es passiert ist, deshalb hatte ich keine Kleider an oder so.«

Eine der beiden Zwillinge, Charlotte, vermutete er, beugte sich auf die Ellbogen gestützt nach vorn. Sie hatte ein verschlagenes Grinsen. »Das ist echt *faszinierend*«, sagte sie.

»Nun, Ellen kann mich nur bis zu dem Zeitpunkt zurückholen, an dem ich zum letzten Mal meine Ohrringe anhatte.«

»Nein«, sagte Charlotte (oder auch Denise). »Ich meinte, Sie haben *nackt* gekämpft?«

Aliyah errötete und geriet ins Stammeln. Dabei machten ihre Hände Bewegungen, als wüssten sie nicht, wo sie hingehörten. Mit einem inneren Seufzen beschloss Jonathan, dass es Zeit war, die Beherrschung zu verlieren. »Sie war ein Sandsturm«, sagte er. »Ein großer, wirbelnder Sandsturm, der dir das Fleisch von den Knochen schmirgelt. So ein Ding, das dich töten kann.«

Jetzt wandte Charlotte ihm ihr Lächeln zu. Etwas Triumphierendes lag darin. *Ich könnte dich auch töten*, dachte er, und Charlotte stieß ein Kreischen aus und schlug sich auf den Schenkel. Dann hob sie einen kleinen grünen Wespenkadaver mit verschrumpelten Flügeln hoch.

»Ups«, sagte Buggy. »Entschuldige.«

»Du tust so, als könntest du die Teile nicht kontrollieren«, sagte Charlotte. Oder vielleicht auch Denise. »Doch damit täuschst du hier keinen.«

»Ist es möglich«, mischte sich Buggys älterer Bruder mit erstickter Stimme ein, »ein einfaches, ruhiges, normales Essen in der Familie zu feiern, ohne dabei über die Details der nackten toten Frauen zu sprechen, mit denen mein Bruder ins Bett steigt?«

»Das ist der Geist des Feiertags«, sagte Jonathan. »Ich meine, gibt es etwas anderes, wofür man dankbar sein sollte?«

»Entschuldigt mich«, sagte Aliyah, stand auf und ging unsicher aus dem Zimmer.

»Und, Robert«, sagte Jonathan, »hast du Norma schon einen Braten in die Röhre geschoben, oder haben die Ärzte herausgefunden, dass die Mine in deinem alten Stift leer ist?«

»Das geht dich nichts ...«

»Ach, Robert, damit wollte er doch nicht sagen ...«, unterbrach ihn ihre Mutter.

»Norma!«, rief Denise (oder auch Charlotte). »Das Thema beschäftigt mich total, aber ich habe mich nicht getraut zu ...«

Nachdem er den Penis seines Bruders aufs Hackbrett gelegt

hatte, schob Jonathan den Teller von sich und folgte Ellen in ihren Schlupfwinkel. Das Zimmer leuchtete im Glanz der Festtagskerzen. Von den beiden breiten Sofas, die mit schokoladenbraunem Leder bezogen waren und gemütlich wirkten, hatte man durch die Fensterwand einen Blick auf den wütenden Atlantik. Auf einem von ihnen saß Ellen und hatte sich die Füße unters Gesäß geschoben. An ihrer Haltung merkte er, dass sie die Ohrringe ausgezogen hatte.

»Ich hab's dir ja gesagt«, stellte er fest.

»In der Tat«, entgegnete Ellen. »Es tut mir leid, dass ich dir nicht geglaubt habe.«

»Das Gute an der Jerry-Springer-Show ist, dass du Stühle werfen darfst. Ich durfte nie Stühle werfen.«

»Und deine Mutter«, sagte Ellen. »Sie ist die Schlimmste von allen.«

»Sie hat etwas von einer Dämonenkönigin, die ihre Armee von Ungeheuern befehligt. Als Tante Ida noch gelebt hat, war das alles spaßiger, denn die war noch viel schlimmer.«

»Aliyah hat sich schrecklich gefühlt. Ich habe ihr gesagt, dass ich mich für sie entschuldigen würde.«

»Dafür, dass sie von meiner Familie fertiggemacht wird? Geht das Entschuldigen normalerweise nicht andersrum?«

»Normalerweise schon«, sagte Ellen kühl.

Bevor Jonathan sich eine treffende Antwort überlegen konnte, klingelte sein Handy. Es war der Klingelton, den er für die UNO reserviert hatte, also ein geschäftlicher Anruf des Komitees. Er kramte das Telefon aus seiner Jackettasche, brachte Ellen mit einem erhobenen Zeigefinger zum Schweigen und sagte Hallo.

»Bugsy! Ich hoffe, ich störe dich nicht«, meldete sich Lohengrin.

»Ganz und gar nicht«, sagte Jonathan. »Was gibt's?«

Ellen stand auf, schüttelte leicht den Kopf und begab sich wieder zu der auf eine Entgleisung zusteuernenden Thanks-

giving-Gesellschaft. Jonathan hielt sich wegen des Lärms ein Ohr zu.

»Kannst du nach New York kommen?«, fragte Lohengrin.
»Wir müssen was besprechen. Einen Auftrag.«

Jonathan nickte. Um ehrlich zu sein, waren es diese Momente, die seine Arbeit für die UNO so interessant machten.
»Aber klar doch, Kumpel. Und wie ich kommen kann!«, sagte er. Und dann: »Weißt du was, hätte ich mich angestrengt, hätte ich da noch mehr K unterbringen können. Klar doch, Kumpel, und wie krass ich kommen kann...«

»Jonathan? Alles okay mit dir?«

»Ich bin vielleicht ein ganz kleines bisschen betrunken«, gab Jonathan zurück. »Oder vielleicht hasse ich meine Familie. Das lässt sich nur schwer unterscheiden. Morgen bin ich in New York. Keine Bange.«

Lohengrin legte auf, und Jonathan steckte das Handy weg. Die Stimmen im Wohnzimmer klangen anders. Eine ekelerregende Neugier erfasste ihn, und er kehrte an den Tisch zurück.

»Das hast du schon immer so gemacht, Maggie, seit du ein kleines Mädchen warst«, erklärte Ellen und deutete mit einem antiken Buttermesser aus Silber auf Jonathans Mutter.
»Salz, Salz, Salz. Man könnte meinen, Gott hätte dir keine Geschmacksnerven gegeben.«

Seine Mutter hatte hochrote Wangen, aus denen die zusammengepressten, blutleeren Lippen herausleuchteten. Ellen sah Jonathan an, doch war sie nicht Ellen. Gemächlich musterten ihn die vertrauten Augen. Dann schnaubte sie.

»Tante Ida?«, sagte er.

»Ich mag deine Ellen, Johnny«, sagte Ida. »Es erstaunt mich, dass sie es mit dir aushält. Setz dich, setz dich. Wenn du so neben mir aufagst, komme ich mir vor, als würde ich in einem Brunnen hocken.«

»Wie bist du...?«, fing er an, während er sich setzte.

Ida hielt das Silberbesteck hoch. »Ich habe immer gesagt,

dass dieses Service mir gehört, und jetzt konnte ich es beweisen, nicht wahr? Robert, mein Lieber? Reich mir die Kartoffeln. Mal sehen, ob sie die auch versalzen hat. Maggie, hör auf, mich so anzuschauen. Ich hatte recht, du hattest unrecht, und niemand ist darüber auch nur im Geringsten überrascht. Thanksgiving ist ein Familienfest. Bitte ruiniere es nicht.«



Stellar

Manhattan, New York

»Ana?«, flüsterte Wally. »Darf ich neben dir sitzen?«

»Klar.«

Wally folgte ihr durch ein Labyrinth aus runden, mit bauschigen Decken ausgelegten Tischen. Das Licht war gedämpft, der Schein von Kerzen und der Deckenlampen brachte Wein-gläser und Silberbesteck zum Funkeln. Den wenigen Leuten, die er kannte, nickte oder winkte er zu.

Ana führte ihn zu einem Tisch in der Mitte des Saals. Wallys Stuhl knarrte bedenklich, als er sich zwischen Ana und Llama setzte. Zwar hatten sie nie zusammengearbeitet, aber Wally hatte das Ass aus Südamerika schon bei anderen Komiteeveranstaltungen kennengelernt. Wally fand, dass Llama immer ein bisschen wie eine Giraffe aussah mit seinem langen Hals und all dem, aber er hatte es nie angesprochen. »He, alles klar, Kumpel? Fröhliches Thanksgiving.«

»Hi«, sagte Llama und kaute auf etwas herum. Das war seltsam, denn die Kellner hatten noch nichts zu essen serviert. Nicht einmal etwas Brot stand auf dem Tisch.

Llama wirkte abgelenkt, und Wally fiel auf, dass er damit beschäftigt war, Lama am anderen Ende des Saals zu beobachten.

Wally drehte sich zu Ana um. »Und, wie geht es Kate?«

»Gut, denk ich mal. Sie ist froh, dass sie wieder in der Schule ist, aber es ist wahrscheinlich auch ein bisschen komisch. Ich glaube, dass sie uns vermisst. Diesen Kram hier vermisst sie natürlich nicht.« Dabei deutete sie auf das blaugüne Banner

der Vereinten Nationen, das über dem Tisch an der Stirnseite des Saals hing, an dem Lohengrin, Babel und ein paar andere saßen.

»Ja.« In den letzten Jahren hatte das Komitee für Wally gewaltig an Anziehungskraft eingebüßt. Irgendwie blieb er aber doch bei dem Verein, auch wenn er bessere Wege gefunden hatte, das Leben der Menschen zu verbessern, und zwar richtig. Außerdem waren die Partys ohne die alte Mannschaft nicht mehr wie früher.

Als hätte sie seine Gedanken gelesen, fragte Ana: »Hast du immer noch Kontakt zu DB?«

»Klar.« Sie waren zusammen in den Krieg gezogen, Wally und der Rock Star. Zweimal sogar. Sie hatten eine Menge zusammen durchgemacht.

Er sah sich im Saal um. Außer Ana war niemand von den Leuten da, die er besser kannte. Neben Kate und DB vermisste er Michelle, die noch immer in New Orleans war und der es anscheinend nicht gut ging. King Cobalt, sein erster Freund bei *American Hero*, war in Ägypten gestorben. Genau wie Simoon, die ziemlich nett zu ihm gewesen war.

Allerdings war sie nicht ganz tot, zumindest nicht immer. Buggy und Simoon gingen zusammen, was Wally einfach nicht in den Kopf wollte. Er wusste nur, dass Buggy inzwischen den Großteil seiner Zeit mit Cameo verbrachte, die dem Komitee vor einem Jahr in New Orleans beigetreten war, bevor sie ihren altmodischen Hut verloren hatte. Die beiden feierten ihr eigenes Thanksgiving.

Thanksgiving verbrachte man eigentlich mit der Familie. Aber mit welcher Familie? Seine Besuche daheim in Minnesota hinterließen bei ihm mehr und mehr ein Gefühl von Einsamkeit und Isolation. Er hatte geglaubt, mit dem Komitee eine Art Familie gefunden zu haben, und eine Zeit lang hatte das sogar gestimmt. Inzwischen fühlte er sich beim Komitee aber nicht mehr zu Hause. Deshalb hatte Wally versucht, anderen Fami-

lien zu helfen, auf eigene Faust, doch selbst das schien ihm nun wegzubrechen.

Als eine Reihe Kellner aus der Küche strömte, brach im Saal leiser Jubel aus. Sie brachten Truthahn, Hähnchen, Gans, Süßkartoffeln, Kartoffelpüree, Füllung, drei verschiedene Soßen, Preiselbeeren, Maisbrot, Spinatsalat, Obstsalat und Kürbis-, Pekannuss-, Apfel- und Kirsch-Pie. Sie trugen sogar einen »Turducken« heraus, einen Braten aus dreierlei Geflügel. Wally hätte nicht gewusst, was das war, hätte er Holy Roller und Toad Man nicht einmal über das Thema streiten hören, bevor der dicke Prediger das Komitee verlassen hatte, um in seine Kirche in Mississippi zurückzukehren. Wally vermisste ihn.

Er konnte sich nicht vorstellen, wer das alles essen sollte. Und da musste er an Lucien, seinen kleinen Brieffreund denken. Auf einem der Tische im Stellar stand wahrscheinlich mehr Essen, als Luciens Familie in einem Monat zu Gesicht bekam.

»Du wirkst mürrisch«, sagte Ana.

»Ich schätze mal, dass mir einfach nur ein paar Leute fehlen.«

»Ja«, sagte sie.

»Ich habe so Brieffreunde, weißt du. Das ist gekommen, weil sie einmal spätnachts während einem Frankie-Yankovic-Marathon so eine Werbung gebracht haben. Du weißt schon, für eine dieser Einrichtungen, wo man ein paar Dollars hinschickt, um irgendwo auf der Welt einem Kind zu helfen?«

Ana lächelte. Sie nahm sich eine Keule von dem Teller in der Mitte des Tische. »Das ist toll, Rusty.«

»Nun, ich habe gleich mehrere bekommen. Aber dieser eine Steppke, er heißt Lucien, er und ich sind richtig gute Freunde geworden, wir schreiben uns Briefe hin und her. Aber in seinem letzten Brief stand ...«

Babel klopfte mit einem Buttermesser gegen ihr Weinglas, sodass es durch den Saal hallte.

Lohengrin erhob sich. Er wartete, bis es ruhig wurde. Nur der Lärm aus der Küche brandete immer wieder herein, wenn die Kellner durch die Schwingtüren hinaus- oder hineingingen.

»Ja, ja. Willkommen. Meine Freunde, wir sind das Komitee für außerordentliche Interventionen der Vereinten Nationen.«

Höflicher Applaus.

»Heute versammeln wir uns, um unsere Errungenschaften zu feiern und uns dankbar für die Chancen zu zeigen, die sich uns bieten. Und auch die Welt hat seit unserer Gründung einigen Grund, dankbar zu sein, nicht?« Er lachte und ließ dabei tatsächlich ein Hohoho hören. Wie der Nikolaus, wenn dieser eine magische Rüstung tragen würde. Bevor er Lohengrin begegnet war, hatte Wally niemanden gekannt, der ernsthaft so lachte.

Sollten Lucien und seine Familie Grund zur Dankbarkeit haben, dann bestimmt nicht wegen des Komitees. Rusty hatte vielmehr den Eindruck, dass er in den letzten Jahren lediglich das Leben von Luciens Familie verbessert hatte, aber sonst von niemandem. Damit konnte er aber nicht einmal ansatzweise wiedergutmachen, was er und DB im Irak getan hatten.

Das deutsche Ass laberte in einem fort und spickte seine Rede mit Anspielungen auf »meine Vorgänger«, als hätte es eine besondere Übergabezeremonie gegeben, als er die Macht über das Komitee übernommen hatte. Dabei wusste jeder, dass sich John Fortune still und rasch zurückgezogen hatte, nachdem er zum zweiten Mal ein Normalo geworden war. Gerüchteweise reiste er um die Welt, allerdings wusste niemand zu sagen, zu welchem Zweck er das tat.

Doch als er über John Fortune und seine Reisen nachdachte, kam Wally eine Idee.



Jackson Square

New Orleans, Louisiana

Auf dem Jackson Square herrschte eine hässliche Stimmung. Die drei Türme der St. Louis Cathedral funkelten im Scheinwerferlicht, nicht weit davon entfernt schwenkte Andrew Jackson auf seinem sich aufbäumenden Pferd den Hut. So weit war noch alles normal, aber als Jerusha näher kam, bemerkte sie, dass mit der Menschenmenge vor ihr etwas ... nicht stimmte. Der Geruch von Tod umwaberte sie, und ihre Gesichter waren steif und zeigten keine Reaktionen.

Zombies.

Es waren Dutzende, mehr als Hoodoo Mama seit Langem hatte auferstehen lassen. Wenigstens waren an Thanksgiving nicht viele Leute auf dem Jackson Square unterwegs. Dennoch trieben sich noch Schaulustige herum, die aus sicherem Abstand zusahen. Genug, um Jerusha nervös werden zu lassen.

Joey und Juliet standen neben dem Holzprovisorium, das Bubbles wie einen »Schrein« einschloss. Zwischen den Brettern steckten Bänder und von Hand geschriebene Dankschreiben. Aus dem weißen Stoff, der Michelle bedeckte, kamen mächtige Schläuche heraus, mit denen ihr Körper versorgt wurde. Dieser war so tief in den Boden eingesunken, dass man Pumpen hatte installieren müssen, damit sich die Vertiefung nicht mit Regenwasser füllte. Jerusha hörte Joey in die Nacht hineinrufen: »Scheiß auf die. Verdammte Blutsauger. Erst haben sie ihr alles Geld gestohlen, und jetzt wollen diese Scheißtypen sie auch noch umbringen? Scheiß drauf!«

Ink stand neben Joey und hatte einen Arm um sie gelegt. Sie sprach so leise, dass Jerusha sie nicht hören konnte. Doch was immer sie sagte, es passte Joey nicht. Ihre Zombies murmelten und stöhnten. »Ich lasse nicht zu, dass dieser Wichser von Vater und ihre Mutterschlampe Michelle schon wieder verscheißern. Das lasse ich nicht zu.« Ihre Lippen waren schmal, und ihr dünnes Gesicht wirkte hart. Sie fuhr sich mit der Hand durchs verfilzte braune Haar, sodass die rote Strähne zerzaust wurde. »Ich mache beschissenes Kleinholz aus den beiden, Mann, das schwöre ich.«

»Ink, Joey«, sagte Jerusha laut, während sie einen Bogen um die Zombies machte. »Hört mal, ihr könnt nicht...«

Als Martinshörner das laute Heulen der Pumpen übertönten, die an Michelles Schläuche angeschlossen waren, hielt sie inne. Über die Decatur Street schwenkte eine kleine Autokolonne auf den Platz und hielt auf der anderen Seite von Bubbles' Schrein neben einem grauen Stromkasten an. Jerusha steckte eine Hand zwischen den offenen Reißverschluss des Beutels an ihrer Hüfte und tastete nach den Samen darin.

Männer einer Spezialeinheit der Polizei von New Orleans sprangen aus dem ersten von drei schwarzen Bussen. Ihre Gesichter waren von Schutzhelmen verdeckt, und sie hatten Gewehre. Ira und Sharon LaFleur stiegen aus einer Limousine und wurden von einer weiteren Phalanx Polizisten flankiert.

Jerusha hatte sie sich immer als Schurken, als Ungeheuer vorgestellt, die ihrem Kind Geld stahlen. Sie rechnete damit, dass ihnen ihre Vergehen auf die Stirn geschrieben standen, aber so war es nicht. Ira hatte schütteres Haar und Übergewicht, er wirkte unersetzbar und belanglos. Sharons Gesicht dagegen war ausgezehrt und schmal, aber sie hatte die Züge eines Models. So würde Bubbles vielleicht einmal in einem Vierteljahrhundert aussehen. Die beiden sahen ganz gewöhnlich aus.

»Scheißkerle!«, kreischte Hoodoo Mama, und ihre Zombies

heulten mit ihr. Ink hatte Joey mit beiden Armen umfasst und hielt sie verzweifelt zurück. Joey zeigte auf die LaFleurs. »Ihr elenden Wichser! Kommt ihr bloß nicht näher, habt ihr mich verstanden?«

Sharon hielt sich die Hand vor den Mund und sah zu ihnen herüber. Die Zombies setzten sich schwankend in Bewegung, sodass die Polizisten unruhig wurden, ihre Waffen hoben und entsicherten. »Joey, das kannst du nicht tun!«, rief Jerusha.

Joey schüttelte den Kopf. »Wenn ihr sie umbringt«, brüllte sie die LaFleurs an, »dann lasse ich sie wieder auferstehen. Dann ist sie der größte Scheißzombie auf der ganzen gottverdammten Welt. Hört ihr, ihr Arschgeigen?«

Ira LaFleur nickte den Polizisten zu, die dem grauen Kasten am nächsten standen. Eine der Klappen des Kastens stand inzwischen offen. Plötzlich verstummte das tiefe Summen der Pumpen, die Bubbles versorgten. Die Stille war schlimmer, als es jedes Geräusch hätte sein können.

Die Zombies kreischten wie auf ein Kommando. Dann stürmten sie vorwärts.

»Verdammt.« Jerusha zog ihre Hand aus dem Beutel. Ihre Faust war voller Samen, die sie in hohem Bogen von sich schleuderte. Sobald die Samen auf dem Boden landeten, schlängelte sich ein ganzer Teppich aus Ranken aus dem Pflaster des Jackson Square hervor. Kudzu. Jerusha lenkte das Wachstum der Pflanzen kraft ihrer Gedanken, ließ die Ranken um die Beine, Rumpfe und Arme der Zombies winden, sodass sie von grünen Ketten gefesselt waren. Auch um Joey und Ink ließ sie sie wachsen. Hoodoo Mama starrte sie finster an und fluchte bestialisch.

Die Polizisten der Spezialeinheit zogen sich in ihre Mannschaftswagen zurück und scheuchten die LaFleurs ins Innere der Limousine. Das Martinshorn heulte auf, und die Fahrzeuge stießen rückwärts auf die Straße und rauschten davon.

»Haltet sie auf!«, kreischte Joey, dass ihr der Speichel aus

dem Mund spritzte. »Verdammt noch mal, Gardener, du bist genauso ein Arsch wie die. Genau wie die. Du lässt zu, dass sie sie umbringen.«

Darauf hatte Jerusha keine Antwort. »Tut mir leid«, sagte sie.

»Scheiß auf ›tut mir leid‹«, sagte Hoodoo Mama. »Leck mich, du Fotze. Kannst bloß hoffen, dass Bubbles nicht stirbt. Denn wenn sie stirbt, bist du als Nächste dran.«



Stellar

Manhattan, New York

Nach dem Essen – nachdem das Klappern des Silberbestecks und der chaotische Chor aus Rülpsern und zufriedenen *Mmmms* abgeebbt war, nachdem die letzten Stücke des Kürbiskuchens weggeräumt worden (Wally hatte zwei Portionen davon gegessen) und die meisten Unterhaltungen zu einem gedämpften Murmeln abgeflaut waren, weil alle in Verdauungsstarre verfallen waren – entschuldigte sich Wally und ging zu Lohengrins Tisch.

Klaus unterhielt sich gerade angeregt mit Babel, als Wally scheinend näher kam. Anscheinend sprachen sie über etwas ziemlich Wichtiges, denn sie brauchten ein paar Sekunden, bis sie Wally bemerkten. Er schnappte Dinge wie New Orleans, Sudan und das Kalifat auf, bevor sie innehielten und ihn ansahen.

Babel grinste. »Frohes Thanksgiving, Rustbelt.«

Wally sagte: »Danke. Ähm, dir auch.« Er kannte sie nicht gut, aber sie bereitete ihm ein unbehagliches Gefühl. Er konnte nicht vergessen, wie sie DB bloßgestellt hatte, als der sich vom Komitee losgesagt hatte, und er fragte sich, ob sie mit ihm genauso verfahren würde, weil er mit DB befreundet war.

Lohengrin gähnte. Zwei leere Weinflaschen schwankten auf dem Tisch, als er die Beine ausstreckte. Mit einer Handbewegung bot er Wally einen Platz an. »Ein schönes Festmahl, ja?«

»Oh, das kannst du laut sagen«, sagte Wally und nahm sich einen Stuhl. »Ich mag Süßkartoffeln mit Marshmallows drauf. Echt lecker.«

Er nickte und tätschelte sich den Bauch. Das Klirren von Eisen auf Eisen wurde von seinem Kummerbund nur wenig gedämpft.

»Hey, ich hab da mal 'ne Frage.«

Lohengrin setzte sich etwas aufrechter hin. »Was hast du für ein Anliegen, mein mächtiger Freund?«

»Nun, also, ich habe mich gefragt, ob wir in nächster Zeit vielleicht mal was in Afrika unternehmen. Ich meine, du weißt schon, vom Komitee aus.«

Babel schlug den Ton an, den die Leute Wally gegenüber so oft anschlugen. Jenen Ton, der nur allzu deutlich zeigte, wie hoch sie seine geistigen Fähigkeiten einschätzten. »Nun, Rustbelt, die Lage ist sehr kompliziert. Nachdem sich das Komitee in New Orleans mit Noel Matthews eingelassen hat, ist unsere Beziehung zu Tom Weathers, beziehungsweise zu den Nshombos, ziemlich heikel.«

»Oh, klar. Klar. Aber das alles habe ich gar nicht gemeint. Es ist nur so, verstehst du, dass ich dort einen Brieffreund habe. Mein Freund Lucien. Er und seine Familie leben da irgendwo im Kongo.«

Babel zog eine Braue nach oben. »Brieffreund?«

»Ich bin sein Sponsor. Ich schicke jeden Monat ein paar Dollars hin, damit zahlen sie ihm Schule, Arznei und so Kram.«

»Ah.« Lohengrin nickte. Edle Taten fand er gut.

»Wie auch immer, sein letzter Brief hat mir irgendwie Sorgen gemacht. Er war total aufgeregt, weil man ihn ausgewählt hat, dass er eine ganz neue Schule besuchen soll. Aber er meinte, dass die Soldaten, die ihn ausgesucht haben, ihm gesagt hätten, dass es ihm nicht mehr erlaubt wäre, mir zu schreiben. Und als Schwester Julie – Schwester Julie ist 'ne Nonne in seinem Dorf, wisst ihr –, als die versucht hat, sie aufzuhalten, als sie das letzte Mal ein paar Kinder mitnehmen wollten, nun, da haben sie ihr wehgetan. Da habe ich gedacht, für mich hört sich das nicht okay an. Ich meine, welche beknackte Schule hat

Soldaten? Deshalb dachte ich mir, dass du mich vielleicht mit dem nächsten Auftrag in den Kongo schicken könntest, damit ich mal nach dem Rechten sehe.«

Babel sagte: »Ich glaube, das ist keine gute Idee, Rustbelt. Niemand kann sagen, wie Weathers und das PPA reagieren würden, wenn sie Grund zu der Annahme hätten, dass das Komitee in ihr Gebiet eindringt.«

»Aber das würde ich ja gar nicht, nicht richtig. Ich würde ja nur Lucien besuchen und mich vergewissern, dass es dem kleinen Kerl gut geht.«

Wieder dieser Ton. »Ja, sicher. Du weißt das, und wir wissen das, aber die Nshombos würden das nie glauben. Und seien wir mal ehrlich: Du bist nicht gerade unauffällig. Sie würden erfahren, dass du dort warst. Und daraus würden sie schließen, dass es um Komiteeangelegenheiten geht.«

Wieder gähnte Lohengrin. »Frau Baden hat recht, die Lage ist kompliziert. Bei den Nshombos müssen wir aufpassen.«

Wally sackte auf seinem Stuhl zusammen.

»Aber«, fuhr Lohengrin fort und legte Wally dabei feierlich eine Hand auf die Schulter, »dein Anliegen ist nur recht und billig. Ich verspreche dir zu tun, was ich kann, um deinem verschollenen Freund zu helfen.«

»Mensch, wow. Das ist klasse, Lohengrin.« Wally sprang förmlich auf und grinste. Das Komitee würde ihm helfen, Lucien zu finden! »Kann's kaum erwarten.«

»Ja. Ich glaube, wenn ich ihn frage, wird Jayewardene über die diplomatischen Kanäle vorsichtige Anfragen rausgeben.«

Anfragen? Oh. Wally versuchte, seine Enttäuschung zu verbergen. »Gut. Das wird 'ne Menge helfen, bestimmt. Ich bin jedenfalls echt dankbar.«

Er kehrte an seinen Tisch zurück, wo er allerdings nur lange genug blieb, um Ana eine gute Nacht zu wünschen. Llama war schon gegangen. Als Wally unten auf die Straße trat, war

ihm nicht nach Taxi zumute, weshalb er zu Fuß den Weg nach Jokertown einschlug.

Der Gehweg war von einer dünnen Schneeschicht bedeckt. Wie große Baumwollflocken schwebte er langsam zu Boden. In den Wolken und im Schnee spiegelten sich die Lichter der Stadt in all ihren Farben, und alles sah aus wie Christbaumschmuck.

Zu Hause hatten Wally und sein Bruder Pete in den Weihnachtsferien immer Schneeburgen gebaut. Auch an zahllose Wintermorgen konnte er sich erinnern, an denen sie sich, während sie auf den Schulbus warteten, Schneeballschlachten geliefert hatten. Diese Dinge hatte Lucien gern gehört, denn für ihn war Schnee das weiße Zeug auf den fernen Bergen. Ingeheim hatte Wally gehofft, dass er den Jungen einmal in die Berge mitnehmen würde, um ihm den Schnee zu zeigen.

Lohengrin und Babel hatten sich jedoch ziemlich klar ausgedrückt. Wenn er nach Afrika wollte, musste er das auf eigene Faust tun.



Das Haus der Winslows

Boston, Massachusetts

Sie ließen den Abend mit ein paar Partien Bridge und einer weiteren Runde Pie ausklingen, bevor sie sich in Niobes früheres Schlafzimmer zurückzogen, was Niobe peinlich war, Noel aber entzückend fand. Er begutachtete ihr Bücherregal, das mit Kinderbüchern aus dem späten viktorianischen Zeitalter und dem frühen zwanzigsten Jahrhundert gefüllt war – *The Birds' Christmas Carol*, *Der geheime Garten*, *Sara*, *Die kleine Prinzessin*, *Der kleine Lord*. Er stöberte im Schrank und entdeckte (aufs oberste Fach verbannt) eine Sammlung Plüschtiere. Er wählte ein paar besondere Exemplare aus, um sie mit nach New York zu nehmen. *Für unser Baby*, dachte er, aber keiner von ihnen sprach es aus. Es war der vierte Versuch, und sie waren beide zu abergläubisch, um, indem sie es aussprachen, eine weitere Fehlgeburt zu beschreiben.

Noel las aus dem *Kleinen Lord* vor, bis Niobe die Augenlider herabsanken und ihr Atem ruhiger wurde. »Er hatte eine grausame Zunge und ein bitteres Wesen, und es bereitete ihm Vergnügen, andere höhnisch zu belächeln und ihnen Unbehagen zu bereiten...« Noels Stimme brach ab. Langsam zog er den Arm unter ihr hervor, knipste das Licht aus und legte sich hin.

Es brauchte lange, bis er Schlaf fand, denn im Kopf ging er immer wieder das Gespräch mit Siraj durch und rätselte, was es zu bedeuten hatte.



Rustys Hotelzimmer

Jokertown

Manhattan, New York

»Ähm, hi? DB?«

Der Hörer verzerrte die Geräusche einer rauschenden Party und spuckte ein dumpfes Dröhnen aus. »Was? Wer ist da?«

»Ich bin's. Wally.«

Langes Schweigen. »Ollie?« DB klang abgelenkt. Dann rief er, durchs Telefon nur gedämpft zu hören: »He! Überlasst mir den Arsch!« Darauf folgte hohes, glockenhelles Gelächter. Wally hatte online nachgeschaut: In Mumbai war es jetzt kurz nach elf.

»Nein, Wally. Du weißt doch, Rustbelt?«

Wieder Schweigen. Dann: »Rusty! Meine Fresse, wie geht's dir? Schön, dich zu hören. He, Leute, es ist Rusty!«

Das löste ein vielstimmiges Johlen bei den anderen Mitgliedern von *Joker Plague* aus, die Wally Grüße zuriefen.

»Euch auch einen schönen Abend, Kumpels. Sieh mal, ich habe mich gefragt...«

»Brauchst du Tickets für die Show? Kein Ding! Du hast einen lebenslangen Backstageausweis, das weißt du.« Irgendetwas zerbrach, worauf die Groupies wieder lachten. Bottom rief etwas, das Rusty nicht verstand. »Halt mal. Bist du in Indien?«

»Was? Nein. Aber ich habe mich gefragt, weil eure Tour doch bald zu Ende geht...«

»...ja, noch einen Monat, dann sind wir wieder zurück in den Staaten. Verdammte Scheiße, S'Live, ich hab dir gesagt, du sollst es lassen...«

»... ob du vielleicht in den Kongo gehen willst ...«

»... Bongos? Wir machen eigentlich keine Weltmusik ...«

»... Nein, ich sagte Kongo, wie das Land und der Fluss ...«

»... Blues? Ja, der geht mir auch auf den Sack. Mann, was ist das? He, Rusty, ich muss auflegen, hier riecht's nach Rauch. Pass auf dich auf, Junge!« Klick.

Hm, Mist. Wenn ihn überhaupt jemand auf eine Reise nach Afrika begleiten würde, dann wäre es Drummer Boy, hatte Wally angenommen. Schließlich waren sie mehr als einmal gemeinsam in den Kampf gezogen. Doch anscheinend war DB mit seinem alten Leben beschäftigt.

Wally dachte an die anderen Leute, die er kannte. Kate war wirklich nett, aber nach dem, was Ana über sie erzählte, hatte sie wohl genug vom Herumreisen. Ana hätte er auch gefragt, die hatte ihm allerdings schon gesteckt, dass das Komitee sie nach China schicken wollte. Die dortige Regierung hatte ausdrücklich nach Ana verlangt, die beim Bau einiger Dämme helfen sollte.

Er spielte mit dem Gedanken, Jamal Norwood anzurufen. In seiner Zeit bei SCARE hatte er vermutlich einiges darüber gelernt, wie man verschollene Personen aufspürte. Außerdem war er ein zäher Hund, und Wally hatte etwas gut bei ihm wegen der Dinge, die er bei *American Hero* über ihn gesagt hatte. Aber Jamal würde sich nie dazu bereit erklären, ihm zu helfen. Außerdem wollte Wally nicht mit jemandem unterwegs sein, der ihn so sehr verabscheute. Selbst er wusste, wann er mit einem unangenehmen Gespräch zu rechnen hatte.

Noch ein Name fiel ihm ein: Jerusha Carter. Gardeners Assfähigkeit konnte für eine Reise durch Afrika nicht besser geeignet sein. Sie war in jeder Hinsicht perfekt für den Trip. Er kannte sie sogar ein bisschen.

Er musste ein wenig bei anderen Komiteemitgliedern herumtelefonieren, um Jerushas Handynummer in Erfahrung zu bringen. Wally setzte sich auf das Bett in seinem Hotelzimmer.

Die Matratze ächzte. Irgendwo, ein paar Staaten weiter, klingelte ein Handy.

»Hallo?« Eine müde, vor Erschöpfung undeutliche Stimme meldete sich. Im Hintergrund war eine Art Chor zu hören, der leise eine Hymne anstimmte. Nicht wie in der Kirche, sondern eher wie bei einer Mahnwache.

»Ähm, hi. Jerusha?«

»Ja.« Ihre Stimme wurde leiser, und die Hintergrundgeräusche wurden lauter, als würde sie das Handy von sich weggehalten, um die Nummer auf dem Display zu lesen. »Wer ist da?«

»Ich bin's, Wally. Gunderson. Du weißt doch, Rustbelt? Wir haben zusammengearbeitet, als das Komitee uns nach Timor geschickt hat.«

»Oh, *Wally*. Hab mir doch gedacht, dass ich die Stimme kenne.« Sie machte eine Pause. »Was gibt's?«

»Ich habe mich gefragt – ähm, geht's dir gut? Du hörst dich total müde an. Ist jetzt nicht böse gemeint oder so.«

»Äh... die letzten paar Tage hier waren hart. Hast du von Michelle gehört? Ihren Eltern?«

»Ja. Eine schlimme Sache.« Der Gedanke an Bubbles, die so hilflos und der Gnade anderer ausgesetzt war, rief ihm Lucien ins Gedächtnis, und aufs Neue erfasste ihn leichte Panik.

»Total schlimm«, seufzte Jerusha laut. »Sei's drum: Was los?«

Wally wusste nicht, wie er es am besten zur Sprache bringen sollte, deshalb platzte er einfach damit heraus: »Willst du mit mir nach Afrika?«

»Warum schickt Lohengrin dich nach Afrika?«

»Tut er nicht«, sagte Wally.

Wieder entstand eine Pause. »Hä?«

Wally erklärte ihr die Situation.

»Also... du willst, dass ich mit dir ins PPA gehe und dir helfe, deinen Brieffreund zu finden?«

»Ja. Das heißt nein. Ich meine, ich wollte erst mal in den Kongo, wo Lucien herkommt.«

Jerusha sagte: »Der liegt *im* PPA.«

»Oh.«

»Ach, Wally ...« Wally kannte diesen Tonfall. Es war der Tonfall vom jemandem, der gerade seinen Kopf in den Händen vergrub. »Sag mal, warum hast du mich gefragt?«

Ups. »Nun, du bist echt schlau. Und du kennst dich mit Dschungeln aus und so. Und du bist, ähm ...«

»Ich bin was?«

»Schwarz.«

»Aha.« Ihr Ton war jetzt ein wenig schwieriger zu deuten. Vielleicht hätte er das nicht sagen sollen. »Schau mal, das ist echt total lieb von dir. Aber ich glaube, dass du dir zu viel vornimmst. Selbst für einen Eisenmann. Außerdem habe ich hier unten alle Hände voll zu tun.«

»Und was, wenn ich kommen und dir helfen würde?«

»Das ist nett von dir, aber das würde an meiner Antwort nichts ändern.«

»Oh.«

»Sorry, Wally. Tu nichts Unüberlegtes, okay?«

»Darauf kannst du dich verlassen.«

Wally starrte an die Decke. *Der liegt im PPA*. Den Zusammenhang hatte er zuvor noch nicht hergestellt. Er wusste ein wenig über das PPA. Der ganze Mist dort unten in New Orleans mit Bubbles und all dem hing mit dem PPA zusammen, so viel wusste er. Doch bevor sie es gesagt hatte, war ihm die Verbindung zwischen Tom Weathers, Dr. Nshombo, dem PPA und Luciens Kongo nicht bewusst gewesen.

Umso mehr Grund, nach Afrika zu gehen, und je eher, desto besser. Umso mehr Grund, einen Reisegefährten zu finden. Doch je länger er darüber nachdachte, desto mehr erschien ihm Jerusha als die beste Wahl.



Freitag, 27. November

Im Haus der Winslows

Boston, Massachusetts

Ein Vermächtnis seiner früheren Profession war, dass Noel nicht in der Lage war, tiefer als nur dösend zu schlafen. Deshalb erwachte er, als sich die Matratze bewegte und Niobe aufstand. An den Rändern der blauen Samtvorhänge sickerte das Licht einer kalten grauen Dämmerung herein, und Noel hörte, wie Schnee gegen die Fensterscheibe rieselte. Er verkroch sich tiefer unter der Daunendecke und war gerade dabei, wieder einzuschlafen, als er aus dem Bad ein leises verängstigtes Wimmern hörte. Sofort sprang er aus dem Bett. »Niobe!«

Im selben Augenblick rief sie ihn. »Noel!« Das Entsetzen in ihrer Stimme zog ihm das Herz zusammen.

Er rannte ins Bad, sodass ihm die Beine seines Pyjamas gegen die Knöchel peitschten. Sie saß auf der Toilette und hatte die Arme um ihren Bauch geschlungen. Er sank vor ihr auf die Knie.

»Ich habe Krämpfe.«

»Schlimm?«, fragte er.

»Nicht so schlimm wie beim letzten Mal«, erwiderte sie mit weißen Lippen.

Seltsamerweise starrte sie dabei auf die Kante zwischen

Badewanne und Bodenfliesen und nicht auf ihn. Plötzlich kam Noel die Erinnerung an den felsigen Strand einer fernen schottischen Insel, auf dem sie gestanden hatten. Damals hatte sie ihm erzählt, wie sie versucht hatte, sich das Schandmal ihres Jokerseins abzuschneiden, um die Liebe ihrer Eltern wiederzuerlangen. Er betrachtete die dicken weißen Narben, die sich um ihren Schwanz wanden. Im Bad ihrer Eltern war sie beinahe verblutet. Noel wurde bewusst, dass es dieses Bad war. *Und diese Schlampe hat uns hier einquartiert.* Wieder zitterte er vor Verlangen, seine Schwiegermutter zu töten. »Ich bring dich in die Klinik.«

»Wir können nicht einfach weggehen«, rief Niobe ihm hinterher, als er zurück ins Schlafzimmer hastete. »Die werden stinksauer sein.«

»Das wollen wir mal sehen. Scheiß auf die.«

Noel kramte ihren langen, pelzbesetzten Veloursmantel und seinen eigenen Mantel aus dem Schrank. Damit ging er wieder zu Niobe, streifte ihr Pantoffeln über die Füße und steckte sie in ihren Mantel. Die Kapuze rahmte ihr Gesicht ein, sodass sie aussah wie eine russische Ikone. Er schlüpfte in seine eigenen Pantoffeln und führte sie zurück ins Schlafzimmer.

Dann zog er die Gardinen zurück, um den Sonnenaufgang zu beobachten. *Komm schon, komm schon!* Sie durften nicht noch eines verlieren, Niobe konnte nicht mehr. Und er war sich nicht sicher, wie lange er es noch aushalten würde.

Es dauerte noch vier Minuten, bis er sich in Bahir verwandeln konnte. Der Pyjama spannte ihm im Schritt, und der Mantel straffte sich über seiner breiten Brust, aber das war egal. Sobald sie erst einmal in der Jokertown Clinic wären, würde er sich wieder zurückverwandeln.



Jackson Square

New Orleans, Louisiana

Michelle schlug die Augen auf.

Juliet, Joey, ihre Mutter und ihr Vater und ein paar Leute in Krankenhauskitteln standen um sie herum. Ihre Kehle war rau, als hätte sie eine Entzündung im Hals. Sie wollte etwas sagen, hatte aber keine Stimme.

»Sie lebt!«, sagte Juliet.

»Woher wollen Sie das wissen?«, blaffte Michelles Mutter sie an.

»Es könnte eine Reaktion darauf sein, dass der Versorgungsschlauch gekappt wurde«, sagte die Frau im babyblauen Arztkittel.

Michelle wollte sich umsehen, konnte den Kopf aber kaum bewegen. Hinter ihrer Mutter stand ein Tisch voller Blumen und Kerzen. Auch auf dem Boden rund um den Tisch standen lauter gekaufte Blumensträuße. Sie sah nach oben. Die Decke bestand aus unbehandeltem Sperrholz und hatte Wasserflecken.

Gegenüber von ihr hing ein Fernseher an der Wand, doch jemand hatte den Ton abgestellt. Es lief ein Nachrichtenkanal, und über das Band am unteren Bildschirmrand liefen Meldungen. Sie schnappte das Ende einer Geschichte auf: »...der zuletzt aus der dritten Staffel von *American Hero* hinausgewählte Kandidat ist ...«

Sie blinzelte. Es konnte sich unmöglich um die dritte Staffel handeln. Sie waren doch noch nicht einmal mit der zweiten

durch. Sie sollte doch einen Gastauftritt in der zweiten Staffel machen.

Sie sah an sich hinab.

Sie war riesig. Größer als riesig. Enorm. Größer. Gigantisch. Gab es noch etwas Größeres als gigantisch? Sie sah überhaupt nicht mehr aus wie eine junge Frau. Sie hatten sie mit etwas zugedeckt. Vielleicht mit einem Fallschirm? Sie spürte die Speckwülste, durch die ein Zittern lief. Es war unmöglich, so dick konnte man gar nicht sein.

Da fiel es ihr wieder ein. Eine durch die Luft schwirrende goldene Halskette. Drake, der sich an die Brust fasste. Sein Blick. Seine Augen weiß und glühend. Sie hatte ihn umarmt und ...

Nein. Nein. Nein. Nein. NEIN!



Blythe van Renssaeler

Memorial Clinic, Jokertown
Manhattan, New York

Dunkelheit und Kälte währten nur einen Sekundenbruchteil, und dann standen sie vor der Notaufnahme der Jokertown Clinic. Noel befahl seinem Körper, sich wieder in seine normale Form zurückzuverwandeln. Das fühlte sich an, als krabbelten seine Muskeln über seine Knochen, und die Knochen selbst taten ihm auch weh, als er wieder normale Größe annahm.

Niobe war schon hineingegangen und sprach mit dem Joker an der Anmeldung. Früh um sieben war es relativ ruhig in der Klinik. Lediglich in einer Ecke ratzte ein Saufbruder, und eine Jokermama umklammerte ihren vierjährigen Sohn, der abwechselnd schluchzte und fürchterlich hustete.

Niobe starrte den Jungen mit blankem Neid in den grünen Augen an. Anders als seine Mutter war er vollkommen normal. Wegen des grünen Rotzes, der ihm an der Oberlippe klebte, fand Noel den Anblick des krebsroten Gesichts unangenehmer als den der Mutter.

Der Joker an der Anmeldung telefonierte, und Niobe setzte sich auf die Stühle und wartete. Im Fernseher, der an der Wand hing, lief der Nachrichtensender MSNBC. Die Überschrift erregte Noels Aufmerksamkeit: DER SUDD. Die Hubschrauberaufnahme einer riesigen Fläche aus Schilf und Wasser wurde gezeigt. Auf einigen Flecken festen Bodens, die wie die Rücken prähistorischer Wassertiere aus dem Sumpf herausragten, qualmten zerstörte Panzer. Leichen, die aus dieser Höhe wie

Puppen wirkten, trieben in Tümpeln oder netzten mit ihrem Blut den Boden.

Noel las die Untertitel. *Die sudanesishe Regierung hat für eine Vereinigung mit dem Kalifat gestimmt. Darauf warf der Staatschef des People's Paradise of Africa, Dr. Nshombo, dem Sudan einen Völkermord an den nicht muslimischen, farbigen Stämmen des Südens vor. Er marschierte im Sudan ein, um diese zu schützen. Offensichtlich kam es zu einer bedeutenden Schlacht zwischen dem PPA und den Streitkräften des Kalifats.*

Noel riss sich von dem verführerischen Flimmerkasten los. Das war nicht sein Problem. Mit den politischen Spielchen der globalen Bühne hatte er nichts mehr zu tun. Er wünschte beiden die Pocken an den Hals.

Allerdings konnte man Prinz Siraj unmöglich mit dem Geisteskranken vergleichen, der die Armeen des PPA anführte. Siraj war ein gerissener Politiker, der nur tötete, wenn es sinnvoll war. Dr. Nshombo dagegen war ein kalter Mörder aus Ideologie. Und Tom Weathers war einfach nur ein Mörder. *Und sie alle hassen dich. Warum sorgst du nicht dafür, dass wenigstens einer von ihnen von der Bildfläche verschwindet? Dass Siraj nicht mehr dein Feind ist, sondern zu deinem Verbündeten wird? Schließlich wart ihr einmal enge Freunde.*

Weil ich nicht weiß, ob ich ihm jetzt noch vertrauen kann. Die Jungen aus Cambridge sind tot, erwiderte Noel jenem Teil von sich, der manchmal den Kick des Spiels und das Gefühl vermisste, einer höheren Sache zu dienen.

Fünfzehn Minuten später polterte der Zentaurarzt durch die Tür. Dr. Finn nahm Niobes Handgelenk und fühlte ihr den Puls. »Schlimmer oder besser?«

»Besser«, sagte sie.

»Das ist gut.«

»Wenn... wenn etwas schiefgehen sollte... Ich werde es nicht noch einmal probieren. Ich kann nicht zusehen, wie ein weiteres meiner Kinder stirbt.«

Niobe meinte damit nicht nur die Fehlgeburten. Sie dachte dabei auch an Hunderte »Kinder«, die sie mit ihrer Assfähigkeit zur Welt gebracht hatte. Ihr »Schwanz« war in Wahrheit ein Legeapparat. Minuten nachdem sie Sex hatte, bewegten sich zwischen zwei und fünf Eier ihren Schwanz entlang und wurden gelegt, und ihnen entschlüpften winzige Kinder. Für gewöhnlich waren sie Asse, und ihre Kräfte hatten anscheinend etwas mit Niobes momentanen Bedürfnissen zu tun.

Diesen Kindern war es vor allem zu verdanken, dass sie aus einer geschlossenen Einrichtung fliehen und dem Jungen helfen können, dessen nukleare Assfähigkeit für alle eine Gefahr darstellte. Allerdings lebten diese Kinder nur ein paar Stunden oder Tage. Ihre Wohnungen waren voll mit den Fotos dieser Kinder, und Niobe trauerte noch immer um jedes von ihnen. Die letzten vier hatte sie zusammen mit Noel gehabt, und um die trauerte auch er.

Einer der Gründe, weshalb Niobe – oder Genetrix, wie man sie im BICC genannt hatte – zum Studienobjekt geworden war, lag in ihrer Fähigkeit, die Wahrscheinlichkeitsverhältnisse der Wild Card umzukehren. Statt neunzig Prozent Pikdamen zogen neunzig Prozent ihrer Brut Asse. Sie und Noel hatten gehofft, dass diese Wahrscheinlichkeit auch greifen würde, wenn sie versuchen würden, Kinder auf herkömmliche Weise zu zeugen.

Leider war das nicht der Fall gewesen.

Die Chancen, für ihr Baby eine Pikdame zu ziehen, waren bei ihnen genauso niederschmetternd hoch wie bei allen anderen Assen oder Paaren aus Jokern und Assen, die ein Kind wollten. Dazu kam, dass Noel ein Hermaphrodit und praktisch steril war, sodass Niobes Traum von Mutterschaft in noch weitere Ferne rückte ... bis sie bei der Jokertown Clinic gelandet waren, an der mehr Spezialisten auf dem Gebiet des Wild-Card-Virus arbeiteten als irgendwo sonst. Dr. Clara van Renssaeler hatte eine geniale Behandlungsmethode ersonnen, die ihr Gatte, Dr. Bradley Finn, nun anwandte.

Erst pumpte er Niobe mit Hormonen voll, damit ihre Eierstöcke mehrere Eizellen produzierten. Daraufhin hatte Finn den Kern eines Eis aus Niobes Legeapparat genommen und mit Noels nahezu unbeweglichem Spermium und einer richtigen Eizelle aus ihrem Bauch verbunden. Nach Noels Zählung hatten sie dreiundvierzig Zygoten verschlissen. Traurig anzusehende kleine Geschöpfe, die ihr Leben in Petrischalen begonnen und wieder ausgehaucht hatten, als sich herausstellte, dass sie eine Pikdame oder einen Joker gezogen hatten. Vier waren überlebensfähig gewesen, doch davon hatten sie drei durch Fehlgeburten verloren.

Und jetzt dieses Kind. Sie kannten sein Geschlecht – männlich. Sie wussten, dass er ein Ass werden würde. Finn hatte ihnen erklärt, dass sie aus dem Schneider wären, wenn sie die ersten sechzehn Wochen überstehen würden. Aber jetzt...

»Dann schauen wir uns das mal an.« Der Zentaur führte sie aus dem Wartesaal in ein Behandlungszimmer. Noel wartete direkt hinter den Trennvorhängen, während Finn und eine Arzthelferin Niobe untersuchten. Ein paar Augenblicke später klapperten die metallenen Vorhangringe, als Finn den Sichtschutz zur Seite schob.

Niobe strahlte.

»Alles gut«, sagte der Jokerarzt. »Bisher dreizehn Wochen. Wir werden den kleinen Kerl nicht verlieren.« Er betonte das wie einen Schwur.

Noel trat an das Bett heran und erstaunte, als Niobe seine Hand ergriff und ihn zu sich hinabzog. »Setz dich, bevor du umfällst«, sagte sie.

Da erst bemerkte Noel, dass ihm vor Erleichterung die Glieder weich geworden waren. »Woher kamen die Krämpfe?«

»Nur ein bisschen Luft im Bauch«, gab Finn zurück.

Niobe ließ den Kopf hängen und schien sich hinter ihrer kastanienbraunen Haarmähne verbergen zu wollen. »Tut mir leid.«

»Kein Problem. Ich kann verstehen, dass Sie bei jeder Kleinigkeit erschrecken«, sagte Finn.

»Können Sie uns das verübeln?«, blaffte Noel, und Niobe beruhigte ihn, indem sie ihm mit der Hand über den Arm strich.

»Nein, natürlich nicht. Nicht nach drei Fehlgeburten«, beschwichtigte ihn Finn. »Aber es sieht alles gut aus.«

Noel sah ins blasse Gesicht seiner Frau und nahm sie ungestüm in die Arme.

Finn räusperte sich. »Sie meinten zwar, dass Sie keine Medikamente einnehmen möchten, aber ich kann Ihnen ein schwaches Beruhigungsmittel verschreiben.«

Niobe schüttelte bereits den Kopf.

»Nur um es ein bisschen leichter zu machen.«

Das Kopfschütteln wurde bestimmter.

Finn seufzte. »Na schön.« Er klopfte Noel auf die Schulter. »Bringen Sie sie nach Hause und sorgen Sie dafür, dass es ihr gut geht, okay?«

Noel nickte und gestand sich ein, dass es ihr definitiv nicht gut gehen würde, wenn er nach Bagdad gehen würde.



Louis B. Armstrong

International Airport

New Orleans, Louisiana

Das Erste, was Wally auffiel, als er die Gangway hinunterging, war der Geruch.

New Orleans roch anders als Manhattan. Es roch nicht nach Abfall auf den Bürgersteigen und Lastwagenabgasen, sondern ganz leicht nach Erde und Wasser. Wegen der Luftfeuchtigkeit in Kombination mit den Gerüchen fühlte er sich an die Sommer in der Hütte am See daheim in Minnesota erinnert. Auch als er das erste Mal nach New Orleans gekommen war und Bubbles die Stadt gerettet hatte, war es so gewesen.

Der Gedanke an Michelle stimmte ihn traurig. Teils hatte er überhaupt nicht hierher zurückkehren wollen, und teils schämte er sich, dass er Michelle nicht besucht hatte.

Eine Stunde lang wartete er am Flughafen und sah den Leuten zu, die den Boden wachsten, bevor er Jerusha anrief. Er ging davon aus, dass sie nicht besonders glücklich über seinen Anruf sein würde, und schon gar nicht, wenn er sie damit aufweckte. War sie Frühaufsteherin? Mit ihr hatte er sich in Timor nie das Zelt geteilt, wie er es mit DB öfter getan hatte, deshalb hatte er keine Ahnung. DB hingegen schnarchte.

»Hallo?« Ihre Stimme klang nicht so heiser wie bei den meisten Leuten, wenn sie gerade vom Telefon geweckt wurden.
Puh.

»Jerusha? Wally hier.«

»Oh, hey, Wally. Sieh mal, ich hoffe, dass du wegen gestern nicht sauer bist ...«

»Nee, ich versteh schon. Ich bin damit ja auch aus heiterem Himmel herausgeplatzt.«

»Nun, ja. Ich bin froh, dass du das verstehst.«

»Klar. Aber hey, kann ich dir was zeigen? Das geht ganz schnell, versprochen.« Ein Stück weiter im Terminalgebäude ertönten mehrere kurze, laute Summtöne, bevor sich ächzend ein Gepäckband in Bewegung setzte.

Auch Jerusha hörte es. »Wo bist du denn?«

»Ich bin am Flughafen. Ich hab 'nen Flieger genommen.«

»Wally ...« Sie tat es schon wieder – sie legte den Kopf in die Hände. Er wusste es.

Er sagte: »Es dauert nicht lange.«

Ein Seufzen. Und dann: »Keine Ahnung, warum, aber ich habe gestern viel über deine Reise nachgedacht. Von daher habe ich ein paar Ratschläge für dich.«

Wally richtete sich auf. »Wow! Großartig!« Seine Stimme hallte durch die Gepäckhalle. Ein paar der Leute, die darauf warteten, dass ihre Koffer auf das Band purzelten, drehten ihm den Kopf zu. »Ähm, wo kann ich dich treffen?«

»Ich bin gerade bei Michelle auf dem Jackson Square. Jeder Taxifahrer weiß, wo das ist.«

Wally bedankte sich und legte auf. Er warf sich seinen Rucksack über die Schulter und stampfte auf der Suche nach einem Taxistand davon.

Wie so oft, wenn Wally ein Taxi nahm, bemerkte der Fahrer seinen Akzent und folgerte daraus umgehend, dass man mit Wally leicht ein paar Extrakröten machen konnte. Wallys Taxifahrer pflegten lange Umwege zu fahren, um das Taxameter hochzutreiben. Normalerweise machte ihm das nichts aus, denn er sah sich gern die Sehenswürdigkeiten von Orten an, die er noch nicht kannte. Hier war er allerdings schon gewesen, und als der Fahrer anfang, ihn auf einige Sehenswürdigkeiten im French Quarter aufmerksam zu machen, verlor er die Geduld. Am Ende verzichtete der Fahrer jedoch auf die

Fahrtkosten, nachdem er erfahren hatte, dass Wally Michelle kannte.

Jackson Square sah anders aus als beim letzten Mal. Zum einen wirkte er so, als wäre hier vor Kurzem ein Wald aus Kudzu gewuchert. Das meiste hatte man weggeschnitten, aber an den Buden und in den Ritzen im Asphalt entdeckte er überall noch Ranken. *Seltsam*.

Die größte Veränderung stellte jedoch der Holzverschlag unterhalb der Statue in der Mitte des Platzes dar. Er war mit Blumen, Kerzen, Karten und selbstgebastelten Schildern übersät, bitte und Dankeschön. Die Blumen und Transparente flatterten im Wind, und Wally stieg ein Hauch Magnolien in die Nase. An einer Stelle hatten sich zwei Nägel gelöst, sodass eines der Bretter des Schreins in der Brise klapperte. Wally spähte durch den Spalt und erkannte etwas Rosafarbenes. Erst nach ein paar Sekunden begriff er, dass er auf den weißen Stoff starrte, mit dem Michelle zugedeckt war, und hätte am liebsten geheult.

Wally schlenderte um den Schrein herum, las, was auf den Transparenten und Karten stand, bis er den Eingang fand. Eine Polizistin winkte ihn herein. Jerusha musste ihr sein Kommen angekündigt haben.

Wenn schon der flüchtige Blick von draußen ihn traurig gemacht hatte, so fühlte er sich angesichts dessen, was er im Innern vorfand, vollends scheußlich. Ihr Körper – sie war nicht wiederzuerkennen, aber wer hätte es sonst sein sollen? – bebte unter den Stofflagen des größten Kleids, das er jemals gesehen hatte. Sie roch ... gar nicht mal so gut. Eine Wasserpumpe summte vor sich hin und saugte das Wasser auf, das ständig in Michelles Krater hineinlief.

Auch sie selbst war von einem Bündel Schläuchen umgeben. Versorgungsschläuche, wie er feststellte. Doch sie waren leer, ihre Maschinen standen still.

»Hey, Wally. Hier drüben.« Jerusha winkte ihm von der anderen Seite aus zu.

Wally winkte zurück. Er trottete zu ihr hinüber, wobei seine eisernen Schritte auf dem Boden von Michelles Schrein, dem einstigen Bürgersteig, widerhallten. »Ach du liebe Scheiße«, sagte er. »Arme Michelle. Wie geht es ihr?«

Jerusha sah ihn stirnrunzelnd an. »Sie lebt noch, falls du das meinst. Aber sie ist noch immer teilnahmslos.«

»Ich wünschte, wir könnten was für sie machen«, sagte er.

»Ich glaube, dass sie tief drinnen weiß, dass wir hier sind.«

Hm. »Hey, Michelle«, sagte er. »Halte durch!«

Jerusha sah ihn mit einem seltsamen Ausdruck an. »Komm schon. Lass uns was essen gehen«, sagte sie.

Sie führte ihn die Decatur Street entlang zum Café du Monde. Dort roch es nach Zichorien und frischen Donuts. Sie setzten sich draußen an einen kleinen runden Tisch, von dem sie Michelles Schrein ungehindert beobachten konnten. Da unter dem Tisch kein Platz für seine Beine war, streckte er sie seitlich aus. Er bestellte sich eine heiße Schokolade und einen Teller mit extravaganen französischen Donuts unter einem Berg Puderzucker. Jerusha ließ sich einen Kaffee bringen.

»Okay«, sagte sie, nachdem sie sich niedergelassen hatten. »Was gibt es Wichtiges, dass du extra hierherfliegen musstest, um es mir zu zeigen?«

Während er mit dem Reißverschluss herumhantierte, rieselte ihm Puderzucker von den Lippen in seinen Rucksack. Dann zog er den Ringordner heraus, in dem er die Briefe seiner Brieffreunde aufbewahrte. Während er darin herumblätterte, skandierte Wally ihre Namen. »Marcel, Antoinette, Nicolas ...« Endlich kam er zu der ersten Seite von Luciens Abschnitt und hielt sie Jerusha hin. »Das ist mein Freund Lucien«, erklärte er. Von dem Foto grinste sie ein Junge mit Zahnlücken an. Er trug ein braun und weiß gestreiftes T-Shirt, das ihm locker drei Nummern zu groß war, hatte knubbelige Knie, und sein kahl geschorener Kopf ließ seine Ohren irrwitzig groß aussehen. Er hielt dem Betrachter zwei erhobene Daumen entgegen.

